

20. Februar 1928

CARL SEVERING · AKADEMIKER UND SOZIAL-DEMOKRATIE

HS sind jetzt 30 Jahre verflossen, seitdem sich hervorragende Führer der deutschen Sozialdemokratie an die Schichten der Studenten wandten, um ihre Aufmerksamkeit auf die Lehren und Forderungen der Sozialdemokratie zu lenken. In den Jahren 1897 und 1898 wurden von den Sozialistischen Monatsheften in Berlin große Versammlungen veranstaltet, in denen August Bebel, Wolfgang Heine, Wilhelm Liebknecht und Clara Zetkin die Studenten mit dem Wesen und den Zielen des Sozialismus vertraut zu machen versuchten. Die Vorträge, die damals im öffentlichen Leben Berlins gewaltigen Eindruck machten und stürmische Erörterungen hervorriefen, wurden später auch in Broschürenform herausgegeben und zu propagandistischen Zwecken verbreitet. Ihr Inhalt ist nach mehr als einer Richtung hin auch jetzt überaus interessant. Was Heine und Bebel damals ausführten, sollte heute wieder besonders beachtet werden. Das bezeichnende Merkmal ihrer Reden besteht darin, daß sie es für nötig erachteten sich in längeren Ausführungen mit *den* Gegnern der Sozialdemokratie auseinanderzusetzen, die insbesondere ihren internationalen, republikanischen und revolutionären Charakter bekämpften.

Wenn man bedenkt, daß in der Zeit des Sozialistengesetzes von 1878 bis 1890 die Sozialdemokratie gegen Verleumdungen buchstäblich vogelfrei war, da es nur ganz wenige Zeitungen gab, die den Mut fanden den ärgsten Verunglimpfungen der verfolgten Partei entgegenzutreten, dann ist diese Abwehr durchaus verständlich. 12 Jahre lang, und auch noch darüber hinaus, war durch eine ganze Literatur, durch Tageszeitungen, Flugblätter und Versammlungsreden dem Volk ein wahres Zerrbild von den Bestrebungen der Sozialdemokratie eingeprägt worden. Ihre grundsätzliche Haltung zu den Fragen der Völkerverständigung war den Anhängern des Militärstaats ein Anlaß, um sie der Vaterlandslosigkeit zu bezichtigen. Mit den Attentaten der Hödel und Nobiling, die mit der Sozialdemokratischen Partei nicht das mindeste zu tun hatten, versuchte man ihr Ziel des freien Volksstaats, ihr republikanisches Bekenntnis zu diskreditieren. Und als sozialdemokratischer Revolutionär wurde der Bevölkerung das Bild eines wilden Lumpenproletariers vorgeführt, dessen Arsenal zur Inszenierung und Durchführung der Re-

volution in Heugabeln, Petroleum, Bomben und Totschlägern bestand. Die Hörer in jenen Versammlungen waren zum größten Teil Angehörige der wohlhabenden Schichten der Bevölkerung und darum gewiß auch nicht unempfänglich für die Argumente, die gegen die angeblichen Irrlehren der Sozialdemokratie verbreitet wurden. Was wunder also, daß Bebel und Heine damals noch den Hauptteil ihrer Reden darauf verwenden mußten die Beschuldigungen zurückzuweisen und die Irrtümer zu berichtigen, die im Parteikampf gegen die Sozialdemokratie erhoben wurden?

Ist das heute gänzlich anders geworden? Gewiß, vieles wohl. Deutschland hat sich inzwischen zu einem Industrieland ersten Ranges entwickelt. Im Jahr 1895 zählte die Land- und Forstwirtschaft mit den Angehörigen der Erwerbstätigen noch rund 18¹/₂ Millionen Köpfe, während sie nach der Berufszählung vom Juni 1925 nur noch rund 14¹/₂ Millionen aufweist. Im Jahr 1895 umfaßten Industrie und Handwerk mit Angehörigen rund 20¹/₄ Millionen, 1925 dagegen trotz den Gebietsverlusten im Osten und Westen rund 26 Millionen. Diese Zahlen umschreiben eine ganz schnelle Industrialisierung unseres Landes und damit eine völlige Umgestaltung unseres Erwerbslebens. Mit der Ausdehnung der Industrie ist das Heer der Arbeiter und Angestellten riesenhaft gewachsen, sind zahllose selbständige Existenzen des Mittelstands in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung herabgedrückt oder gänzlich aufgesogen worden. Und an Stelle einer verhältnismäßig kleinen Partei, der man vor 30 Jahren noch den Makel der nationalen Minderwertigkeit aufzudrücken wagen konnte, steht heute die große Partei der Sozialdemokratie als wahre Volkspartei des republikanischen Volksstaats, erprobt in allen Stürmen, die in den letzten 30 Jahren über Land und Volk dahingebraust sind.

Inzwischen hatten wir auch eine Umwälzung, deren Trägerin die Sozialdemokratie war. Einige Dutzend Fürsten mußten auf ihre "Herrscherrechte" verzichten, der Novemberzusammenbruch brachte dem Reich und den Einzelländern vor 10 Jahren die republikanische Staatsform. Das ging trotz allen Erschütterungen, denen damals unser Land ausgesetzt war, sehr sanft zu, Bomben und Petroleum, Mord und Brand haben den Umsturz nicht besudelt. Und der Internationalismus der Sozialdemokratie, ihr Kampf um Völkerverständigung und Völkerfrieden hat mittlerweile auch im bürgerlichen Lager Verständnis und Anhänger gefunden. Die auf die Sicherung des Weltfriedens gerichteten Postulate internationaler und nationaler Kongresse der Sozialdemokratie, damals als Utopieen weltfremder Phantasten verlacht, kehren heute zum Teil in den Proklamationen der offiziellen Politik wieder. Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß die wirtschaftliche und politische Entwicklung mit vielen hartnäckigen Vorurteilen gegen die Sozialdemokratie aufgeräumt, viele Zerrbilder berichtigt hat. Insofern ist es allerdings in den letzten 30 Jahren anders geworden.

Aber auch die Studierenden und Studierten stehen heute ganz anders da als am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Das 20. Jahrhundert hat, wie im Völker-, so auch im Sozialleben alles durcheinandergerührt. Und auch bei den Akademikern ist der Kampf ums Dasein so verschärft worden, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt ins Lager des Proletariats gestoßen werden. Schon vor 30 Jahren war der Andrang zu mehreren akademischen Berufen so stark, daß die Kandidaten Jahre lang auf eine Anstellung warten mußten. Durch Warnungen vor dem akademischen Studium ist darin ebenso wenig

eine Besserung eingetreten wie durch die schon einigemal vorgenommene Verlängerung der Studienzeit oder andere bewußte Erschwerungen des Studiums. Mit der Volksvermehrung ist dieser Andrang nicht zu begründen, wie aus folgender Gegenüberstellung hervorgeht. Im Wintersemester 1913-1914 wurden an den deutschen Universitäten 59 263 immatrikulierte Studierende, darunter 3649 weibliche, gezählt, im gleichen Semester 1926-1927 aber 64 440, darunter 8086 weibliche. Auf den Technischen Hochschulen Deutschlands waren im Wintersemester 1913-1914 insgesamt 12 801 eingetragen, darunter 75 weibliche, im gleichen Semester 1926-1927 aber 22 072, darunter 382 weibliche. Die Bevölkerung dagegen verminderte sich durch die Abtretung von Elsaß-Lothringen, Posen, Danzig, Memelgebiet usw. um mehr als 4 Millionen; sie betrug im Jahr 1914 rund $67\frac{1}{2}$ Millionen, im Jahr 1927 rund $63\frac{1}{2}$ Millionen. Der Andrang zum akademischen Studium hat also die Bevölkerungsvermehrung bei weitem überflügelt. Er findet seine Erklärung auch keineswegs im Bedarf. Noch immer wird vor dem Studium fast aller Hauptfächer, mit Ausnahme der Theologie, gewarnt, und wieder sind Bestrebungen im Gang für verschiedene Lehrfächer die Studienzeit zu verlängern. Eine beträchtliche Überfüllung macht sich besonders im Ärzteberuf bemerkbar, aber auch Juristen und Chemiker kämpfen schwer um ihre Existenz. Eine gewisse Umgruppierung, herbeigeführt durch die industrielle Entwicklung, ist in den Lehrfächern der Technischen Hochschulen erfolgt. Die Anzahl der Studierenden im Bauingenieurwesen ist von 2863 im Wintersemester 1913-1914 auf 2283 im Wintersemester 1926-1927 gesunken. Ein gleicher Abstieg in der Anzahl der Studierenden ist im Architekturfach zu beobachten. Dagegen sieht man in Elektrotechnik und Maschineningenieurwesen eine bedeutende Steigerung, und zwar von 928 auf 3968 und von 3698 auf 7851. Die Erwerbsmöglichkeiten haben sich auch insofern vermehrt, als durch die sozialpolitische und Steuergesetzgebung Verbänden und industriellen Unternehmungen eine Reihe von Aufgaben erwachsen ist, für die in vielen Fällen Juristen und Volkswirte herangezogen werden. Die Syndici der Arbeitgeberorganisationen und der Wirtschaftsverbände sind in der Regel Akademiker, und auch in Kommunen und Kommunalverbänden begegnet man in den letzten Jahren akademisch gebildeten Angestellten, die wir im gleichen Vertragsverhältnis auch im Zeitungsgewerbe und im Bankfach zahlreich vertreten finden. Sie sind in all diesen Berufen Angestellte geworden. Nur in seltenen Fällen gelingt es ihnen später noch eine selbständige Existenz zu erringen oder in ein festbesoldetes und pensionsberechtigtes Amt des Staats oder der Gemeinde hinüberzuwechseln. Der größte Teil dieser Studierenden bleibt im Anstellungsverhältnis, bei Vertragsvereinbarungen, die manchmal sehr viel ungünstiger sind als die entsprechenden Lohn- und Arbeitsbedingungen qualifizierter Arbeiter oder Angestellten ohne akademische Vorbildung. So versinkt der Akademiker im Proletariat, so verblaßt die Romantik des Studentenlebens immer mehr vor den Sorgen des Alltags, vor den Mühen ums tägliche Brot.

Also in jedem Betracht gewaltige Änderungen in der Entwicklung Deutschlands, in der Beurteilung der Sozialdemokratie und in der sozialen Stellung der Schichten der Studierenden. Die Stellung der Akademiker zur Sozialdemokratischen Partei hat sich jedoch im Maß dieser Umwälzungen nicht gewandelt. Bis zur Staatsumwälzung war ihre Zurückhaltung der Sozialdemokratie gegenüber zum Teil eine Folge des Terrors, den Staat und Wirtschaft glei-

chermaßen gegen jeden sozialistischer Gesinnung Verdächtigen ausübten. Entlassung und Boykott waren damals die Mittel gegen unerlaubte oppositionelle Gesinnung. Als mit der Staatsumwälzung dieser Druck beseitigt wurde, da strömten zunächst Tausende von Studierenden in das Lager der Sozialdemokratie. Aber dieser Zustrom war nicht viel mehr als der Ausdruck einer momentanen Gefühlsaufwallung. Allzu bald machte sich der Mangel an politischer Schulung bemerkbar. Von der Sozialdemokratie, die beim Zusammenbruch des alten Staats in die Bresche gesprungen war, erwartete man Wunderdinge. Daß das alte Regime der jungen Republik nichts zurückgelassen hatte als einen Scherbenberg, als Trümmer überall, übersahen die Neulinge in ihrem Sturm und Drang. Manche waren auch aus rein egoistischen Motiven zur Sozialdemokratie gekommen, von der sie eine schnellere und bessere Karriere oder ähnliche Vorteile erwarteten. Als das ausblieb, gingen sie schneller als sie gekommen. Aber auch die aus idealen Beweggründen sich der Bewegung nach dem Zusammenbruch angeschlossen hatten und, blind gegenüber all den Schwierigkeiten, die der Regierung erwachsen, zu radikalen Maßnahmen drängten, wurden schnell enttäuscht. So kam es, daß der Zustrom bald wieder aufhörte. In den Kreisen dieser Studierenden hatte nun die Demagogie, die für jede Unbill politischer oder wirtschaftlicher Natur die Republik, insbesondere die Sozialdemokratie, verantwortlich machte, leichtes Spiel. Dazu kam noch die keineswegs freundliche Stimmung der Arbeiter, die mit argem, zum Teil gezüchtetem Mißtrauen die schwankende Haltung vieler Studierter beobachtet hatten. Das sind die hauptsächlichsten Gründe, die eine innigere Verbindung der Akademiker mit der Sozialdemokratie in den ersten Jahren nach dem Krieg verhindert haben.

Und wie sieht es heute aus? Im ganzen betrachtet hat die Sozialdemokratische Partei in den letzten Jahren bei Studierenden und Studierenden nicht unbeträchtliche Fortschritte erzielt. An vielen deutschen Universitäten sind sozialistische Studentengruppen selbständig oder in Verbindung mit anderen republikanischen Kreisen tätig, um die Studierenden für Tages- und Weltanschauungsfragen des Sozialismus zu interessieren. Im Beamtennachwuchs der innern Verwaltung, der Justizverwaltung und der Schulen wächst die Anzahl der Sozialdemokraten mit, und wenn die Partei bemüht bleibt ihre Anhänger in der Beamenschaft vor jeder willkürlichen Benachteiligung zu schützen, dann wird dieses Wachstum anhalten. Dazu ist freilich noch eine Vorbedingung zu erfüllen: Die Lehrstühle der Universitäten dürfen nicht zu Kanzeln einer rückwärtsgerichteten Ideologie gemacht werden. Je nachdrücklicher die Unterrichtsverwaltungen durch entsprechende Maßnahmen allen Beteiligten klar machen, daß Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre nicht gleichbedeutend ist mit Schmähung der Republik und der Sozialdemokratie, um so gründlicher räumen sie die Hindernisse fort, die den Studierenden eine vernünftige staatspolitische Stellungnahme erschweren.

Eine der unerfreulichsten Erscheinungen im studentischen Leben der Gegenwart ist die nationalistische Verhetzung und Überheblichkeit. Das Band der Wissenschaft hat die Kulturvölker auch in der Kriegszeit noch lange zusammengehalten, und als der Krieg es dann doch schließlich zerschnitt, wurde es als erstes nach dem Krieg neu geknüpft. Wissenschaft, Kunst und Geisteshaltung sind nicht an die Grenzen einer Nation gebunden; es gibt eine spezifisch französische Forschung und eine spezifisch französische Wahrheit so wenig, wie es ein abgeschlossenes Eigenleben einer deutschen Wahrheits-

forschung und Wissenschaft gibt. Gerade die Stätten wissenschaftlicher Arbeit sollten darum die Pioniere stellen, die Brücken von hüben nach drüben schlagen und die Völker zu friedlicher Arbeit zusammenführen. Ich zweifle auch nicht daran, daß das geschehen wird. Der nationalistische Wellenschaum, den heute die Ewiggestrigen so emsig schlagen, wird zerplatzen, und im klaren Spiegel einer ruhigen Flut wird Deutschlands Jugend wieder klarer sehen, daß Arbeit zum Wohl aller Völker keine Benachteiligung des eigenen Landes und des eigenen Volks sein kann.

Dann wird man auch in den Schichten der Studierten das Wesen der Sozialdemokratie richtiger erfassen. Die Partei, die 1918 das Land vor dem Verfall rettete, deren Anhänger in den Grenzgebieten, besonders dann, wenn es gefährlich war, deutschen Boden schützten, ist die Partei der guten Deutschen nicht minder als die der guten Europäer, sie vertritt die Sache der Menschheitsgemeinschaft. In ihren Reihen Dienst am eigenen Volk zu leisten, in schöpferischer Arbeit am Staat und darüber hinaus die Höchstleistungen der Kultur der ganzen Erde zu vermitteln, das sollte das Ziel auch aller akademisch Gebildeten im Deutschen Reich sein.

MAX COHEN · WIRTSCHAFTLICHE ERWÄGUNGEN ZUR POLITISCHEN WAHL

SEIT geraumer Zeit werden die Arbeiten des Deutschen Reichstags durch Rücksichten auf die Neuwahlen dieses Jahres bestimmt. Nach dem Zerfall der Regierungskoalition am 15. Februar, dem 3 Tage und 2 Nächte eines aufgeregten Spiels gegenseitiger Drohung mit sofortiger Reichstagsauflösung folgten, konnten die Zeitungen am 19. Februar aufatmend ihren Lesern mitteilen, daß man sich im Reichstag darauf geeinigt hätte sich zunächst einmal für eine Woche zu vertagen, dann ein »Notprogramm« vorzunehmen und im Mai wählen zu lassen. Dieses Notprogramm ist mehr eine Notstandsaktion für den Reichstag selbst. Denn alle Sorge geht jetzt weniger um die zu erledigenden Materien als um die parteipolitische Konstellation im neuzuwählenden Reichstag.

Welcher Art wird dieser Reichstag sein? Die Wahlen werden zeigen, wie weit man die Grenzen der parlamentarischen Koalition, die die Regierungsverantwortung übernimmt, nach rechts oder nach links ziehen können. Aber die Wahlen können nicht mehr schaffen als formale Vorbedingungen. Eine nur zahlenmäßig errechnete Parteienzusammenfassung kann kein tragfähiges Fundament einer Regierung sein, wenn die an sich auseinanderlaufenden Parteistrebungen sich nicht zu einem Gesamtwillen zusammenschließen, der auf schöpferische Arbeit gerichtet ist. Je weniger sich der jetzt zu Ende gehende Reichstag zu solcher Arbeit fähig erwiesen hat, um so größer wird die Verantwortung des kommenden sein. Die Substanz der Politik wird in ihm offensichtlicher als bisher die Wirtschaft bilden. Denn in den kommenden Jahren müssen die großen wirtschaftspolitischen Entscheidungen gefällt werden, um die man bisher mit Provisorien herumgekommen ist. Alle mit der Aufstellung eines neuen Generalzolltarifs, mit dem Abschluß langfristiger Handelsverträge, mit einer engern wirtschaftlichen Zusammenarbeit der europäischen Völker zusammenhängenden Fragen wird der neue Reichstag zu erledigen haben. Das sind gewaltige Aufgaben, zu deren Lösung es nicht

genügt, wenn die Linke, wie man allgemein hofft, einen großen Wahlsieg erficht. Der Sieg der französischen Linken im Jahr 1924 zeigt es deutlich, daß es damit allein nicht getan ist. Das Ende der französischen Legislaturperiode sieht ganz anders aus als der Anfang erwarten ließ. Damals freute man sich über die Niederlagé des Poincarismus. Aber nur die Tat dieses damals anscheinend endgültig besiegtén Poincaré hat dann 2 Jahre später die französische Wirtschaft gerettet. Und heute ist es auch der französischen Linken klar, daß eine Gruppierung bloß nach parteipolitischen Tagesbedürfnissen und Gewohnheiten den produktiven Erfordernissen des Landes überhaupt nicht gerecht werden kann. Diese Lehre gilt auch für Deutschland. Namentlich der deutsche Sozialismus muß sich dessen bewußt sein, daß es nach dem Wahlsieg darauf ankommt mit rechts von ihm stehenden Parteien eine Arbeitsgemeinschaft zu bilden, deren Tätigkeit für das deutsche Volk wirklich fruchtbar werden soll. Je stärker dann die wirtschaftlichen Entscheidungen des neuen Reichstags einen intereuropäischen Charakter haben werden, um so besser wird das auch für die Entwicklung der nationalen Produktion selber sein; denn nichts kann die Leistungen aller kontinentaleuropäischen Völker so erhöhen wie eine Arbeitsteilung auf den Gebieten der Erzeugung. Der neue Reichstag wird, wenn er seine historische Stellung richtig erfaßt, es erreichen müssen, daß hier wenigstens ein Anfang wird.

Im Vordergrund aller wirtschaftlichen Erwägungen muß in Deutschland die Sorge um die landwirtschaftliche Produktion stehen. Es wird namentlich für die Sozialdemokratische Partei eine Schicksalswende bedeuten, wenn sie sich dazu entschließt der Landwirtschaft die Hilfe zuteil werden zu lassen, die für das nationalwirtschaftlich wie staatspolitisch wichtigste deutsche Produktionsgebiet beansprucht werden darf. Daß die deutsche Landwirtschaft dieser Hilfe bedarf, wird wohl auf allen Seiten heute eingesehen. Man ist aber im Lager der Linken doch noch weit davon entfernt die Folgerungen aus dieser Einsicht zu ziehen und der Landwirtschaft entschlossen das zu geben, was sie braucht. Immer noch trüben zum Teil aus alter, veralteter Schlagworttechnik herrührende Gründe die klare Erkenntnis, daß es sich in dieser Lebensfrage des deutschen Volkes nicht um die Existenz dieses oder jenes "Agrariers" sondern schlechterdings darum handelt, ob sich Deutschland die wichtigsten Bodenerzeugnisse aus Eigenem beschaffen kann. Eigentlich sollte es hier keine Meinungsverschiedenheiten mehr geben. Die Schwierigkeiten, die sich einem immer stärker steigenden Absatz unserer Industrieprodukte entgegenstellen, sind so groß, daß es gar nicht möglich wäre auch noch so viele neue dazu zu verkaufen, daß mit deren Erlös eine durch den Rückgang der deutschen Agrarproduktion bedingte stark vermehrte Einfuhr an Lebensmitteln bezahlt werden könnte. Auf die Dauer schädigt sich die Industriebevölkerung nur selber, wenn sie nicht dafür sorgt, daß aus dem deutschen Boden so viel wie irgend möglich herausgeholt wird. Auch wenn das Opfer kostet. Ein in der Mitte Europas liegendes Volk von mehr als 60 Millionen muß mindestens *die* Lebensmittel selber erzeugen, deren es zur Aufrechterhaltung seiner bloßen Existenz bedarf: also in der Hauptsache Brot, Getreide und Kartoffeln. Darüber hinaus aber auch möglichst viele jener Produkte, die man als veredelte landwirtschaftliche Erzeugnisse bezeichnet. Es ist in den letzten Jahren sehr viel über die veränderten Verhältnisse in den außereuropäischen Agrarländern geschrieben, und es ist behauptet worden, daß eine Überschwemmung des deutschen Markts mit

billigen Erzeugnissen jener Gebiete nicht mehr zu erwarten sei. Aber es kann doch nicht bestritten werden, daß man in Übersee auch heute noch die meisten Agrarprodukte wesentlich billiger herzustellen vermag als in Deutschland. Mag man indessen jene Behauptung auch als wahr unterstellen: Soll darum Deutschland sich in seinem Lebensmittelbedürfnis von Übersee abhängig machen? Soll es auch nur einen kleinen Teil seiner lebenswichtigen Produktion aufgeben, in der Hoffnung, daß es sie von drüben her erhalten wird? Die Folge wäre, daß es dann später auch von drüben her die Preise diktiert erhielte, die es dann unter allen Umständen bezahlen muß, da es sich ja um ein Lebensbedürfnis handelt. Von der dadurch bedingten politischen Abhängigkeit, die dann auch die Stellung Deutschlands innerhalb Europas nach dem Willen außereuropäischer Mächte bestimmen würde, ganz zu schweigen. Man wird also, wenn man die Gefahr solcher Abhängigkeit von vornherein bannen will, landwirtschaftliche Zölle auch für die Folge nicht entbehren können. Natürlich kann der Zollschutz als das primitivste Mittel nicht das einzige zur Förderung der landwirtschaftlichen Produktion bleiben. Man wird auch die vielerlei anderen Mittel anzuwenden sich bemühen müssen, die, von Fachmännern sorgfältig ausgearbeitet und systematisch propagiert, eine höhere Produktivität auf agrarischem Gebiet bewirken. Auch muß man von den Landwirten selber verlangen, daß sie das äußerste tun, um solche zu erreichen. Dazu ist freilich eine große Erziehungsarbeit notwendig. Energie in der Ausgestaltung des landwirtschaftlichen Bildungswesens ist daher eins der dringendsten staatspolitischen Erfordernisse. Also an die Landwirte sind sicherlich große Ansprüche zu stellen. Aber es ist von der Stadt aus nicht so einfach zu entscheiden, ob und in welcher Weise ihnen genügt wird. Bei der Abhängigkeit der landwirtschaftlichen Produktion von Ereignissen, auf die Besitzer oder Betriebsleiter keinen oder nur geringen Einfluß haben, ist es viel schwieriger Unterlassungssünden festzustellen als in der industriellen Produktion. Natürlich wird von den Landwirten wie von allen Erwerbstätigen Interessenpolitik getrieben. Und ganz gewiß ist es geboten nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß nicht ein einzelner, der es vielleicht gar nicht verdient, sich bei einer allgemeinen Unterstützungsaktion "gesund macht". Aber hier darf man, da es ja doch schließlich um die Landwirtschaft als Ganzes geht, nicht kleinlich sein und sollte eher zu viel als zu wenig geben. Aus dem Vollen können wir freilich in Deutschland nicht wirtschaften. Aber es ist sachlich schwer möglich, daß die städtischen Politiker bei der kaum vermeidbaren Umschuldungsaktion der deutschen Landwirtschaft im einzelnen entscheiden können. Gerade jetzt, da es offenbar ist, daß durch ungünstige äußere Verhältnisse, so durch das Wetter, die Lage der deutschen Landwirtschaft sich so schwierig gestaltet hat, sollte man doppelt vorsichtig sein, wenn es sich darum handelt den einen oder andern Betrieb von der Hilfe auszuschließen. Ob es wirklich einwandfreie Maßstäbe für ein Urteil darüber gibt, ob ein Gut richtig bewirtschaftet wurde, ist noch nicht so ganz ausgemacht. Der Verbrauch an künstlichem Dünger wäre immerhin ein Kriterium, das zur Urteilsbildung mit herangezogen werden muß. Wesentlicher aber ist es, daß die Hilfsaktion in der Form einer Selbstverwaltung durch die Landwirtschaft erfolgt, und der Staat lediglich als Kontrolleur, wenn auch als strenger Kontrolleur, fungiert. Wir sollten auch bei dieser Angelegenheit bedenken, daß jeder einzelne von uns als Mitglied des Staatsganzen sehr oft nach seinen Kräften

dazu beitragen muß Entwicklungen zu fördern, deren einzelne Stadien er selbst gar nicht zu übersehen vermag. Die Sozialdemokratische Partei erwürbe sich ein großes Verdienst um das Volksganze, wenn sie die unumgängliche Hilfsaktion für die deutsche Landwirtschaft unter diesem Gesichtswinkel sehen und ihre Haltung entsprechend einrichten wollte.

In der Industriegewirtschaft liegen die Dinge wesentlich einfacher. Auch hier steht die Frage der Zollpolitik im Vordergrund. Man wird bei der Festsetzung der einzelnen Tarifpositionen stets zu untersuchen haben, ob es sich um ein für das deutsche Volk in seiner Gesamtheit lebenswichtiges oder bedeutungsvolles Gewerbe handelt. Es brauchen nicht alle Industrieprodukte in Deutschland hergestellt zu werden. Und zweifellos gibt es eine ganze Reihe von Gewerbebezweigen, die bei uns nur mit künstlichen Mitteln aufrechterhalten werden. Auf deren Weiterbestehen kann Deutschland unter Umständen verzichten. Nur wird man keine Wirtschaftspolitik treiben können, die von heute auf morgen alle solche Unternehmungen vor eine ganz neue Situation stellt; in den meisten Fällen wird man allmählich eine Senkung der Zölle vornehmen müssen, damit es möglich wird die in diesen Betrieben tätigen Menschen umzuschichten. Handelt es sich aber um Erzeugnisse, bei denen es aus allgemeinen Gründen wichtig ist, daß sie innerhalb der deutschen Grenzen hergestellt werden, so wird man ihnen den Zollschatz nicht versagen dürfen. Die Innenwirtschaft muß so gestaltet sein, daß sie sich auch in anormalen Zeiten, in Zeiten der Völkerkonflikte, an denen wir selbst ja gar nicht beteiligt zu sein brauchen, die aber auch unser Leben beeinflussen, durchführen läßt und auch dann das Unentbehrlichste für das deutsche Volk sicherzustellen vermag. Freilich darf der Zollschatz für keinen deutschen Produzenten eine Wand sein, hinter der er sich auf die faule Haut legen kann. Er muß im Gegenteil so beschaffen sein, daß er den Anreiz zur Meliorierung der Produktion, zur höhern Qualitätsleistung bietet. Aber eine sogenannte reine Konsumentenpolitik, die nur darauf bedacht ist dem Verbraucher heute billige Waren zu beschaffen, ohne daran zu denken, daß er sie bei Verkümmern der Eigenproduktion auf den betreffenden Gebieten morgen um so teurer bezahlen muß, ist gerade für die Arbeiterklasse die allerverfälschteste Politik. Setzt sie doch auch den Wert der Ware Arbeitskraft herab. Die durch billige Auslandsware herbeigeführte Hebung der Kaufkraft bei manchen Teilen der deutschen Bevölkerung wird so mit einer Senkung der Kaufkraft derjenigen bezahlt, die in den Arbeitsstätten der betreffenden Produktionszweige beschäftigt sind, nun geringern Lohn erhalten oder gar arbeitslos werden. Diese Tatsache wirkt natürlich dann auch wieder auf die anderen zurück. Und so haben wir einen *circulus vitiosus*, wie immer, wenn man vom Konsumenten und nicht vom Produzenten ausgeht. Es ist eben absurd die Zollpolitik lediglich vom Verbraucher aus führen zu wollen. Gerade der sozialistische Politiker sollte diese grundlegende Einsicht, die dem Liberalismus soziologisch abgeht, vertiefen und betätigen.

Der Aufbau einer systematischen Wirtschaftspolitik mit Einschluß des Zollschatzes, der jetzt sehr viele komplizierte Untersuchungen in sich schließt, wird naturgemäß viel einfacher, wenn es gelingt eine engere wirtschaftliche Zusammenarbeit der kontinentaleuropäischen Völker herbeizuführen und zu einer Arbeitsteilung unter den Staaten des Kontinents zu gelangen. Diese wird, nachdem sich, durch den Krieg veranlaßt, eine starke Verschiebung der Industrieproduktion an die Standorte der Rohstoffgewinnung, besonders in

Übersee, vollzogen hat, nicht mehr so primitiver Art sein wie es früher natürlich schien: daß das eine Land die Rohstoffe, das andere die Fabrikate liefert. Der Sinn rationalisierender Arbeitsteilung wird vielmehr in Zukunft darin bestehen, daß jedes Land nach Möglichkeit nur diejenigen Industrieprodukte herstellt, in denen es aus geographischen Gründen, Rohstoffvorkommen, Tradition, körperlicher Struktur, seelischem Streben seiner Bewohner ein Optimum hervorzubringen vermag. Eine solche Arbeitsteilung kann, wie das hier ja des öftern dargelegt wurde, nicht etwa durch Proklamierung des Freihandelsprinzips, die ja lediglich die natürlichen Egoismen der anderen in Bewegung setzen würde, erreicht werden, sondern nur auf dem Weg der Vertragsverhandlungen auf der Grundlage bestehender, erst durch sie zu erniedrigender, mit der Zeit ganz aufzuhebender Zollpositionen. Bei einem solchen auf Arbeitsgemeinschaft hinzielenden engeren Vertragsverhältnis zwischen einigen oder allen europäischen Staaten ist die Frage der Herabsetzung von Zöllen sehr viel leichter zu lösen als wenn diese autonom geschieht. Deutschland wird ja auch die autonome Herabsetzung verschiedener Zolltarifpositionen vornehmen; im Reichswirtschaftsrat sind die Vorbereitungen dazu beendet, und sein Gutachten wird der Reichsregierung demnächst vorgelegt werden. Im allgemeinen wird es möglich sein alle jene Zölle ohne weiteres herabzusetzen, die zum Zweck von Verhandlungen mit anderen Kontrahenten heraufgesetzt waren, von diesen aber gar nicht angegriffen worden sind. Bei anderen Tarifpositionen wird die sogenannte Zollsenkungsaktion schwerlich viel ausrichten können.

Das Ziel unserer Wirtschafts- wie unserer Außenpolitik muß das nämliche sein: den europäischen Kontinent, einschließlich seiner Kolonialgebiete, allmählich zu einem einheitlichen Wirtschaftsganzen zu machen. Zweifellos ist gerade zwischen den beiden Völkern, auf deren Verhalten es vor allem ankommt: zwischen Deutschland und Frankreich, ein großer Teil gegenseitigen Mißtrauens beseitigt worden; der Kali- wie der Montanpakt und die Verständigung in der chemischen Industrie bedeuten einen guten Anfang. Die Hauptsache ist, daß jetzt auf diesem Weg weiter fortgeschritten wird, und daß man nicht nach England schießt, wenn man mit Frankreich zusammenarbeiten will. Manche Vorgänge können leider bedenklich stimmen und es fraglich erscheinen lassen, ob man bei uns diese Zusammenarbeit mit aller Energie aufnehmen will. So wird, wenn die Frage der künftigen deutschen Koloniarbeit in der deutschen Öffentlichkeit behandelt wird, immer nur auf die Haltung Englands hingewiesen, auf englisches Wohlwollen gehofft; von der selbstverständlichen deutsch-französischen Zusammenarbeit auf kolonialem Gebiet ist selten oder nie die Rede. Vor wenigen Tagen, am 12. Februar, entwickelte der französische Senator Lemery, der mit einigen französischen Kolonialsachverständigen mit Wissen und Willen der französischen Regierung nach Deutschland reiste, in Berlin ein Programm der deutsch-französischen Verständigung auf Grund eines von ihm entworfenen, von seiner Regierung gebilligten Memorandums; er legte dar, daß sich dem deutschen Unternehmungsgeist, der sich in kolonialen Dingen glänzend bewährt hätte, gemeinsam mit dem französischen ein reiches Feld der Betätigung in Afrika eröffnen könnte. Über diese Ausführungen, die für die deutsche Kolonialzukunft von größter Bedeutung sind, hat die große Berliner Presse, mit Ausnahme der Berliner Zeitung am Mittag, überhaupt nicht berichtet. Fürchtete man durch die Erörterung einer möglichen deutsch-französischen Kolonialkooperation

England zu verstimmen? Von solchen Rücksichten müssen wir uns freilich entschlossen freimachen und mit *den* Völkern zusammengehen, deren Wirtschaftsinteressen den unsrigen gleichlaufend sind. Geschieht das, so braucht man trotz allen angelsächsischen Gegenminen an einem endgültigen Erfolg Kontinentaleuropas nicht zu zweifeln. Dann marschiert auch die Europäische Zollunion. Aber durchaus nicht etwa der Freihandel. Vielmehr wird dann die gesamteuropäisch rationalisierte Produktion erst recht gegen Übersee geschützt werden müssen. Hoffentlich werden die europäischen Völker schon bald auf Teilgebieten zu Übereinkommen gelangen, die einen Schutz des Kontinents gegen außereuropäische Einfuhr bedeutet. Diese Frage ist bereits für Automobile und Filme, in deren Herstellung Europa von dem amerikanischen Kapitalreichtum (beileibe nicht von der amerikanischen Qualität) bedrängt wird, von Louis Loucheur zur Debatte gestellt worden. Und gerade dabei hat sich Italien, dessen Außenpolitik zurzeit nicht immer europäische Pfade wandelt, zu solcher Gemeinsamkeit bereit erklärt. Es gibt schon heute übergenug Punkte, bei denen der Versuch zu einer europäischen Wirtschaftsverständigung zu gelangen unmittelbar gemacht werden kann. Es wird die Aufgabe des neuen Reichstags sein hier führend voranzugehen.

Die Sozialdemokratische Partei hat sich nach vielen Wirrnissen dazu durchgerungen einzusehen, daß das A und O der europäischen Verständigung von einer Vorverständigung zwischen Deutschland und Frankreich abhängt. Aber sie hat noch nicht eingesehen, daß dazu Konsequenz auf allen Gebieten der Wirtschaft, der Politik und auch des Geistes gehört. Allzusehr schwimmt sie noch im Fahrwasser des Liberalismus und seiner traditionellen Anglomanie, allzuoft vergißt sie deutsche Interessen, wenn es sich darum handelt das angelsächsenteum zu glorifizieren, das Romanen- oder auch das Slawentum herabzusetzen. Die deutschen Zeitungen der Linken und leider auch der Sozialdemokratie geben über und unter dem Strich fast Tag um Tag Beweise solcher Gewohnheit und Unbedachtsamkeit. Die deutsche Sozialdemokratie wäre berufen die deutsch-französische Kooperation aus einem bloßen Wunsch zu einer Tatsache zu machen. Stark genug könnte sie dazu sein, Wir müssen darauf hinarbeiten, daß sie dieser europäischen Aufgabe auch geistig gewachsen ist.

LUDWIG QUESEL , DEUTSCHLAND UND FRANKREICH VOR UND NACH DEN WAHLEN

IN der republikanischen Presse Deutschlands ist viel geschrieben worden, um den Lesern die Meinung beizubringen, daß das Wahljahr 1928 einen völligen Umschwung der auswärtigen Politik herbeiführen könne, wenn die Wahlen so ausfielen, daß im deutschen und im französischen Parlament eine linke Mehrheit entstünde. Diese Anschauung, die von denen, die sie vertreten, wohl zumeist ernst gemeint ist, kann jedoch von Politikern, die ihre Politik an realen Dingen orientieren, nur mit großer Skepsis aufgenommen werden. Man kann ihr entgegenhalten, daß eine linke Mehrheit, von der man jetzt eine Weltenwende in der Weltpolitik erwartet, schon vor 4 Jahren durch die Kammerwahlen am 11. Mai 1924 in Frankreich und vor 3½ Jahren durch die Reichstagswahlen vom 7. Dezember 1924 in Deutschland geschaffen wurde, ohne daß die erwartete Wirkung hüben und drüben eingetreten wäre.

Was zunächst Deutschland anlangt, so ist zu sagen, daß im Reichstag eine Mehrheit nicht bloß für eine Große sondern sogar für eine Weimarer Koalition von Anbeginn vorhanden war. Hier der Beweis: Es verfügen im gegenwärtigen Reichstag die Sozialdemokraten über 131, die Zentrums- und die Bayrische Volkspartei über 88 (69 + 19), die Demokraten über 32 und der linke Flügel der Wirtschaftlichen Vereinigung über 10 Sitze. Das sind zusammen 261 Sitze. Der Reichstag zählt 493 Mitglieder, so daß zur Mehrheitsbildung schon 247 Stimmen ausreichen. Wer Anstoß daran nimmt, daß hier die Mandatszahl der Bayrischen Volkspartei der des Zentrums hinzugefügt ist, dem sei gesagt, daß sich seit 1924 eine immer stärker an den Tag tretende Angleichung der Bayrischen Volkspartei an das Zentrum vollzogen hat. Die Grundlage dieser Angleichung bildeten einmal die gemeinsam katholische Haltung in Kultur- und Schulfragen und dann die gemeinsame Klassenlage der Wähler beider Parteien, die teils Bauern teils Mittelstand teils Arbeiter sind. Gewiß muß bei einer Betrachtung der Mehrheitsverhältnisse im gegenwärtigen Reichstag auch darauf verwiesen werden, daß die Bayrische Volkspartei als Teil einer Weimarer Koalition in gewissem Sinn für diese einen Fremdkörper bilden würde, weil sie immer noch stark am Haus Wittelsbach hängt und daher als republikanische Koalitionspartei nicht angesprochen werden darf. Andererseits besteht doch wieder die Tatsache, daß gerade die Bayrische Volkspartei für eine Restauration der Hohenzollern sehr wenig Neigung zeigt. Der Mißerfolg des Hitler-Ludendorff-Putsches am 9. November 1923 inmitten der zum Siedepunkt gesteigerten Inflations- und Ruhrkriegswirren entsprang letzthin aus der psychischen Unmöglichkeit bayrische Freischaren in einen Kampf für die Wiederherstellung einer deutschen Kaiserkrone zu führen, die "ewig und untrennbar" mit dem Haus Hohenzollern vereinigt bleiben sollte. Entscheidend für die gegenwärtige Politik ist jedoch, daß sich die Bayrische Volkspartei dem Zentrum wieder sehr stark genähert hat. In kulturpolitischen und sozialen Fragen werden beide Parteien auch im neuen Reichstag ganz sicher zusammengehen, unbeschadet des Umstands, daß rechtsgerichtete Zentrumsleute aus dem preußischen katholischen Adel und der Großindustrie ebenso sehr zum Haus Hohenzollern hinneigen wie die Bayrische Volkspartei zum Haus Wittelsbach. Zurzeit besteht allerdings die Möglichkeit, daß infolge der ablehnenden Haltung der Deutschen Volkspartei zum Schulgesetz, die das Zentrum auf freimaurerische Einflüsse zurückführt, die Grundlagen zu einer Großen Koalition im neuen Reichstag in die Brüche gehen. Symptomatisch dafür ist vielleicht die Haltung des Zentrums in Hessen, das nach den Landtagswahlen am 13. November 1927 erklärte an solcher parlamentarischen Kombination kein Interesse mehr zu haben. Kommt also im neuen Reichstag statt der Großen eine Weimarer Koalition zustande, so wird diese die Bayrische Volkspartei unbedingt in sich aufnehmen müssen. Auf dieser Basis war aber eine Weimarer Koalition auch im gegenwärtigen Reichstag schon möglich, so daß die Neuwahlen uns kaum etwas Neues bringen können. Allerdings glaubt man, daß eine aus Sozialdemokratie, Zentrum, Bayrischer Volkspartei, Demokraten und Wirtschaftsparteilern gebildete Mehrheit im neuen Reichstag über 20 Stimmen mehr verfügen wird als im alten. An den parlamentarischen Machtverhältnissen, insbesondere für die Außenpolitik, wird dadurch aber ganz wenig geändert werden, wenn sich keine innere Umstellung der Parteien zugunsten einer konsequent kontinentaleuropäischen Politik nach den Wahlen vollzieht.

Ähnlich wie in Deutschland liegen die Dinge in Frankreich. Die am 11. Mai 1924 gewählte Kammer hatte genau so eine linke Mehrheit wie der am 7. Dezember 1924 gewählte Reichstag. Die Wähler hatten in beiden Fällen leidlich ihre Schuldigkeit getan, um ein linksgerichtetes Regime zu ermöglichen. Aber die Parteien zeigten sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die linke Mehrheit in Frankreich scheiterte an der Aufgabe den Franc zu stabilisieren. Was ihre Außenpolitik anlangt, so scheint die Annahme, daß sie sich, wenn sie am Ruder geblieben wäre, zu einer vorzeitigen Rheinlandräumung ohne deutsche Gegenleistung bereitgefunden hätte, ein großer Irrtum zu sein. Einstweilen stehen in Frankreich, soweit sich die Dinge von Deutschland aus übersehen lassen, nur Sozialdemokraten und Kommunisten auf dem Boden einer Rheinlandräumung ohne deutsche Gegenleistung auf irgendeinem Gebiet. Daß diese beiden Parteien eine Mehrheit in der neuen Kammer erlangen könnten, hält man allgemein für unmöglich. Andererseits zeigt der Vorstoß Stresemanns im Reichstag in der Räumungsfrage am 30. Januar und 1. Februar, auf den Briand im Senat die Antwort gab, daß alle deutschen Parteien die Räumung der Rheinlande von Frankreich im Wahlkampf ohne deutsche Gegenleistung fordern werden. Damit wird sich eine Festlegung des neuen Reichstags vollziehen, die es unwahrscheinlich macht, daß ein Umschwung der deutschen Außenpolitik in kontinentaleuropäischem Sinn durch die deutschen Reichstagswahlen noch herbeigeführt werden kann. Hüben und drüben wird also, auch wenn die Wähler die in beiden Parlamenten schon jetzt vorhandenen linken Mehrheiten ganz wesentlich verstärken, so ziemlich alles beim alten bleiben,

Von den Neuwahlen allein ist also eine Änderung der bisherigen auswärtigen Politik weder in Frankreich noch in Deutschland zu erwarten. Eine andere Frage ist jedoch, ob sich nicht eine innere Umstellung der Parteien zum Räumungs- und Reparationsproblem nach den Wahlen vollziehen kann.

In der Räumungsfrage ist eine solche kaum anzunehmen. Man kann sogar annehmen, daß, je pazifistischer der bürgerliche Teil der linken Mehrheit in Frankreich gesinnt ist, um so mehr Wert er auf eine stärkere Friedenssicherung an der Weichsel und eine Völkerbundskontrolle der Abrüstung am Rhein legen wird. Das gilt natürlich nicht für die Sozialisten und Kommunisten, die mit der Parole der Rheinlandräumung ohne deutsche Gegenleistung in den Wahlkampf ziehen. Beide Parteien zusammen erzielten jedoch am 11. Mai 1924 nur rund 1,6 Millionen Stimmen, während das Linkskartell es auf 2,6 Millionen Stimmen brachte. Welche Zusammensetzung die linke Mehrheit in der neuen Kammer haben wird, läßt sich natürlich nicht voraussagen. Vermutlich wird ihr inneres Gefüge auch nicht einheitlicher und fester sein als in der alten Kammer.

Mit mehr Wahrscheinlichkeit als in der Räumungsfrage kann man hüben und drüben eine innere Umstellung in der Reparationsfrage nach den Wahlen erwarten. In Frankreich und in Deutschland werden sich die neuen Parlamente vor das Problem gestellt sehen, das der Reparationsagent in seinem letzten Jahresbericht aufgeworfen hat: die Festsetzung der deutschen Reparationsschuld. Nach einer Zeitungsmeldung soll Parker Gilbert die Ansicht geäußert haben, daß Deutschland reich genug sei, um bei sparsamer Finanzwirtschaft 50 Milliarden Goldmark als Reparationsschuld zu verzinsen und zu amortisieren. Wahrscheinlich geht er dabei von einem niedrigen Zinsfuß

aus, so daß bei einer Mobilisierung dieser Schuld in den angelsächsischen Herrschaftsgebieten für die Gläubigerstaaten kaum mehr als 35 Milliarden Goldmark herauspringen würden. Auf Frankreich entfielen dann etwas über 16 Milliarden Goldmark, was ganz genau der Kriegsschuld entspricht, die Frankreich als »politische und kommerzielle Schuld« an Amerika auf Grund des am 29. April 1926 in Washington zwischen Mellon und Bérenger vereinbarten Abkommens zahlen soll. Dieses Abkommen ist bisher von Frankreich durch pünktliche Leistung der festgesetzten Jahreszahlungen finanziell erfüllt, mit Rücksicht auf die Unsicherheit der deutschen Reparationsverpflichtung gegenüber Frankreich aber von der französischen Kammer bisher noch nicht ratifiziert worden. Als sicher kann man annehmen, daß auch die neue Kammer den Standpunkt der alten vertreten wird: daß die Endsumme der Reparationen, die Frankreich von Deutschland erhält, nicht unter den Betrag der Kriegsschuld sinken darf, die Frankreich an Amerika zahlen soll.

Demgegenüber wird der neue Reichstag freilich auf die ungeheuren Steuer- und Soziallasten verweisen, die das deutsche Volk zu tragen hat. Diese haben allerdings eine unerhörte Höhe erreicht. Geht man von den Zahlen des jetzt im Reichstag zur Beratung stehenden Reichshaushaltsplans für 1928 und den Zahlenangaben des Reparationsagenten über die Ausgaben der Länder, Provinzen und Gemeinden im Jahr 1928 aus, so erhält man von der Steuer-, Reparations- und Soziallast, die die deutsche Wirtschaft im laufenden Jahr zu tragen hat, folgendes Bild:

Ausgaben	Betrag (in Millionen Mark)
Reich	5 058
Reparation	2 500
Länder (rund)	3 500
Provinzen und Gemeinden (rund)	1 900
Sozialversicherung (rund)	3 000
Zusammen	15 958

Auf die Haushaltung (4 Personen) berechnet ergibt die Gesamtlast von rund 16 Milliarden Mark eine Steuer- und Soziallast von 1028 Mark. Zu der Gesamtlast von rund 16 Milliarden ist zu sagen, daß die Reparationszahlungen davon rund 15% ausmachen. Ferner bleibt zu beachten, daß das Jahreseinkommen der proletarischen Haushaltung im Durchschnitt nicht über 2000 Mark veranschlagt werden darf, da nach den vom Statistischen Reichsamt im Oktober 1927 veröffentlichten Zahlen die gelernten Arbeiter monatlich in der Metallindustrie 208 Mark, in der Chemischen Industrie 192 Mark, in der Textilindustrie 144 Mark verdienen, die Löhne der ungelerten Arbeiter sich aber wesentlich unter denen der gelernten Arbeiter bewegten. Es scheint daher nicht übertrieben, wenn man sagt, daß die proletarischen Haushaltungen, die auch in der Republik die Hauptsteuerträger geblieben sind, nahezu die Hälfte ihres Jahreseinkommens in Form von Steuern, Sozialbeiträgen und Preisaufschlägen an öffentliche Kassen abführen müssen.

Wir haben es hier mit einem zweifellos tragischen Zustand zu tun. Aber dieser läßt sich Frankreich gegenüber zur Herabsetzung der Reparationen nicht auswerten, denn, wie Richard Lewinsohn in der Vossischen Zeitung vom 8. Januar 1928 feststellte, »auf die Einwohnerzahl berechnet, ist die

Belastung des französischen Steuerzahlers ungefähr ebenso hoch wie die des deutschen«. Angesichts der Tatsache, daß die Lage des französischen Steuerzahlers nicht minder schlimm ist als die des deutschen, könnte selbst ein sozialistischer Finanzminister in Frankreich nicht neue Steuern ausschreiben, um den deutschen Steuerzahlern die Reparationszahlungen zu erleichtern. Was der deutsche Steuerzahler weniger zahlte, müßte der französische dann ja, wenn auch nur zur Hälfte, mehr zahlen. Darin liegt die Tragik der Schuldverhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland einerseits und Frankreich und Amerika andererseits. Solange das reiche Amerika von Frankreich 16 Milliarden Goldmark verlangt, kann das verarmte Frankreich Deutschland keinen Schuldennachlaß gewähren, ohne seine Steuerzahler noch mehr als bisher zu belasten. An dieser traurigen Sachlage vermag auch der größte Wahlsieg der Linken in Frankreich nichts zu ändern.

Erschwerend für einen Schuldennachlaß gegenüber Deutschland wirkt aber noch der Umstand, daß Frankreich seine Beamten sehr viel schlechter besoldet als Deutschland. Der Minister Frankreichs, das mit seinen Protektoraten und Kolonien rund 100 Millionen Einwohner aufweist, bezieht ein Grundgehalt von 12 000 Mark, während der deutsche Reichsminister ein Grundgehalt von 36 000 Mark erhält. Die französischen Beamtengehälter, so berichtete der Korrespondent der Vossischen Zeitung am 10. Dezember 1927, »bewegen sich zwischen 10 000 und 40 000 Franken im Jahre, also etwa zwischen 1600 und 6600 Goldmark. Die letztere Ziffer stellt das Spitzengehalt dar und entspricht etwa unserer bisherigen Gehaltsklasse XII und dem, was darüber hinausgeht.« Mangel an Sparsamkeit in der Beamtenbesoldung, die Parker Gilbert der deutschen Regierung zum Vorwurf macht, wird man Frankreich sicherlich nicht nachsagen können.

In einem Punkt unterscheidet sich Frankreich allerdings wesentlich von Deutschland: Es hat seine Gläubiger nicht durch Inflation enteignet. Gewiß haben auch die französischen Staatsgläubiger den größern Teil ihres Vermögens eingebüßt, aber die Zinsen, die Frankreich ihnen jetzt in stabilisierten Papierfrancs zahlt, werden im Inland doch noch annähernd 40 % ihrer einstigen Kaufkraft aufweisen. Ungefähr die Hälfte der französischen Staatseinnahmen dient übrigens dem heimischen Zinsendienst. Frankreich ist also, um sich der Ausdrucksweise unserer Aufwertler zu bedienen, in einem weit höhern Maß ein "Rechtsstaat" geblieben als Deutschland.

Prüft man die gegebene Situation, so sind die Hoffnungen derjenigen, die allein von den französischen und den deutschen Wahlen, wenn sie mit einem großen Sieg der Linken enden, einen völligen Umschwung in der Räumungs- und Reparationsfrage erwarten, eigentlich schwer zu verstehen. Eine wirkliche Erleichterung für Deutschland kann jedenfalls nur aus einer veränderten Haltung des amerikanischen Gläubigers gegenüber dem französischen Schuldner entstehen. Die Gestaltung der innenpolitischen Situation hat darauf kaum einen Einfluß. Das muß man im Auge behalten, um nach den Wahlen nicht eine bittere Enttäuschung zu erleben. Das gibt uns aber auch einen Fingerzeig dafür, welchen Kurs die deutsche Politik gegenüber Europa auf der einen, den angelsächsischen Mächten auf der andern Seite einschlagen und einhalten müßte, um eine wirkliche Schicksalswende für das deutsche Volk zu bewirken.



MAX SCHIPPEL · DIE ARBEITSGEMEINSCHAFTS- BEWEGUNG IN ENGLAND



NACH dem fortschreitenden Eintreten der namhaftesten Führer der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung Englands für den Gedanken einer weitgespannten Arbeitsgemeinschaft und vollends nach der Einleitung wirklicher Verhandlungen und praktischer Vorarbeiten hat sich das ratlose Gegacker in unserer deutschen, vermeintlich radikalen Parteipresse noch um einige Stärkegrade gesteigert. Die scharfe Wendung seit dem Septemberkongreß der englischen Gewerkschaften wird hier um so peinlicher empfunden, als man im Anschluß an den Bergarbeiter- und Generalstreik von 1926 den Sieg der in Deutschland mit so starken Lungen gepriesenen vulgärmarxistischen Taktik als unabwendbare »Feststellung wirklichen gesellschaftlichen Kräfteverhältnisses« auch für England in sichere Aussicht gestellt und in der üblichen scharlatanhaften Weise ökonomisch-materialistisch "begründet" hatte.¹

Hören wir zur Erheiterung nunmehr die grimme Chemnitzer Volksstimme, deren selbstbewußtes ketzerrichtendes Auftreten sofort aufhören würde, wenn ihre Leser die unglaubliche, gleichgültig geduldige Vergeßlichkeit endlich einmal abzuschütteln vermöchten. Noch Ende Oktober verkündete diese mehr Wetter- als Sturmflagge des Erzgebirges in jubelnden Siegesleitartikeln »das politische Erwachen der englischen Arbeiterschaft vom Gildentum zum Klassenkampf«. Der Generalstreik, die »umfassendste Solidaritätsaktion in der Geschichte der Arbeiterbewegung«, habe nicht nur eine ganze Welt in Erstaunen gesetzt sondern die englische Bourgeoisie zum »Zittern um den Verlust ihrer Macht« gebracht. Heute sind an der selben Stelle vollkommen andere, gedämpfte Leitartikel fällig. In England sei »die marxistische Lehre noch kaum in die Arbeiterbewegung eingedrungen«. Den großen Hungerkampf von mehr als 1 Million Bergarbeitern im Jahr 1926 habe die »englische Kapitalistenklasse erzwungen«, um die zu erwartende »Schwächung« der englischen Gewerkschaftsbewegung ausnutzen zu können. Aber, wie sofort mit treuherzig nachsichtigem Augenaufschlag hinzugefügt wird, »man scheint bei uns in gewissen Gewerkschaftskreisen diese Dinge schon vollends vergessen zu haben«. Wiederum ein paar Tage vorher wollte man von Schwächung der Arbeiter und entsprechend geschwollenem Machtdünkel der Unternehmer nur das gerade Gegenteil spüren: Die Mondschen großindustriellen Anregungen zu einer gemeinsamen Tagung bewiesen der selben Redaktion vielmehr, daß »den Gegnern um ihre Macht bange wird«, daß sie »politisch Terrain verlieren«; alsdann werde stets »der Klassenfriede« von den Gegnern proklamiert.² Dabei war die Anregung bekanntlich zuerst von den Spitzen der Arbeiterbewegung, am nachdrücklichsten auf und gleich nach der Edinburger Tagung der Trade Unions, ausgegangen, und gerade die damals unmittelbar angesprochenen Unternehmervvertretungen wichen in einer ausführlichen Darlegung zunächst aus, lehnten ab. Und unsere sich ewig gleichen

1) Hierüber und über das wirre Hin und Her anläßlich der Silverbergschen Föhlerausstreckung in Deutschland siehe Schippel Das Wiedererwachen des Arbeitsgemeinschaftsgedankens, in den Sozialistischen Monatsheften 1927 II Seite 967 und folgende.

2) Siehe Volksstimme /Chemnitz/ vom 28 Oktober, 9. Dezember 1927, 2., 7., 18. Januar 1928; Vom Gildentum zum Klassenkampf, Gemeinsamkeit der Interessen, Industriefrieden in England, Klassenkampf in Samthandschuhen, Frieden oder Kampf?

deutschen Vulgärmarxisten brachen damals sofort in das fällige Freuden-geheul darüber aus, daß nunmehr die Unerbittlichkeit des realen Klassenkampfes erwiesen sei, daß die Arbeiter, genau so wie die herausfordernden Unternehmer, sich als leibhaftige Löwen zeigten, und daß die unversöhnlichen Nichts-als-Gegner sich bei jeder Begegnung gegenseitig jedesmal bis auf die letzten Schwanzenden auffressen müßten. Was ist uns im lieben radikalen Krähwinkeldeutschland nicht schon alles als höhere politische Einsicht und ehernes soziales Schicksal aufgeredet worden: immer bis zum nächsten Agitationsfrontwechsel, der meist durchaus nicht in den Tiefen der letzten sozialen Zusammenhänge sondern in sehr äußerlichen und vergänglichen Tagesbedürfnissen und Stimmungen seinen Ursprung hatte.

Die Enttäuschung unserer "Klassenkämpfer" ist um so bitterer, als die maßgebenden Köpfe der englischen Arbeiterklassenbewegung, etwa die MacDonald und Snowden auf dem mehr politischen Flügel, die Citrine, Clynes, Ben Turner auf der Gewerkschaftsseite, wahrhaftig keinerlei Neigung verspüren lassen nach guter kontinentaler und besonders deutscher Überlieferung wenigstens pro forma der Taktik der geradlinigen Logik aus zweifelhaften und willkürlichen einseitigen Voraussetzungen ihren Kotau zu erweisen, vielmehr gar nicht selten Gefallen daran finden sich über die schillernen Seifenblasen der tatsächlichen politischen und gewerkschaftlichen Ungeschultheit und Rückständigkeit nach Kräften weidlich lustig zu machen.

Ein paar drastische Beispiele wurden bereits das letztmal erwähnt.³ Unterdes schrieb James Ramsay MacDonald, um das gehäufte Maß seiner realpolitischen Sünden zum Überlaufen zu bringen, im Manchester Guardian (in einem bürgerlichen Blatt, wie wir in Deutschland zur Begründung der tapfern Ablehnung jeder gefahrdrohenden Debatte sofort hören würden):

»Auf der Arbeiterseite findet sich unter den Kritikern der Verständigungspolitik eine übel angebrachte Denkrichtung, die leere und abstrakte Buchlogik gegenüber dem Kapitalismus zur Geltung bringen möchte. So und nicht anders ist die Natur des Kapitalismus; deshalb ist es verhängnisvoll, Vergeudung von Zeit und Mühe, über Verständigung auch nur nachzudenken. Solche Lehrbücher- (text-book) -stellungennahmen zu praktischen Bewegungen sind absurd, gleichviel, wer sie vertritt. Die treibenden Kräfte bei realen Bewegungen lassen sich nicht klassifizieren und einschätzen wie einfache Denkkategorien. In realen Bewegungen verkörpert sich stets eine Fülle von sich widerstrebenden Elementen, aus denen die Besonderheiten des praktischen Handelns geschöpft werden müssen. Kommt man zur Organisation der Verständigung und des Zusammenwirkens in der Produktion, so wird dadurch nicht die Fehlerhaftigkeit des bestehenden Zustands gestützt und aufrechterhalten, vielmehr wird die Gewöhnung an Aussprache und tastende Versuche, die ganze Praxis des Zusammenwirkens Gedanken und Verfahrensweisen in den Bereich des Möglichen rücken, die heute nur theoretisch und utopistisch scheinen . . . Alles und jedes gewohnheitsmäßig nur als wirtschaftlichen Bürgerkrieg auffassen zu wollen kann nur zu Produktionsverkümmern, Konsumschädigung und allgemeinem Verfall führen (can produce nothing but poverty, low grades of consumption, national decline). Auch nicht eine Spur von schöpferischer Kraft und aufbauender Fähigkeit steckt darin.«⁴

Walter M. Citrine, der Generalsekretär des Trade-Unions-Kongresses, verspottete es an der gleichen Stelle als eine Travestie auf alle wirkliche Wirtschaftsentwicklung, wenn man die Gewerkschaften als ausschließlich in ewi-

3) Siehe Schippel an dem in Note 1 erwähnten Ort.

4) Siehe *Industrial Relations*, ein starkes Sonderheft des Manchester Guardian vom 30. November 1927, mit längeren Artikeln auch von James Ramsay MacDonald, Walter M. Citrine, Ernest Bevin, Arthur Henderson, J. R. Clynes, C. T. Cramp, alle über Arbeitsgemeinschaft, Schlichtungswesen und ähnliches. Wo nichts angegeben, stammen die zitierten Darlegungen stets aus dieser Denkschriftensammlung.

gem Kampf mit den Unternehmern lebend darstelle. Vielmehr verdanke man es dem Ringen der Gewerkschaften, daß sich eine reiche Kette von gemeinsamen Verhandlungs- und Entscheidungsinstanzen bereits herausgebildet habe. An sich sei wohl der Standpunkt denkbar: die Mitwirkung an der produktiven Höherhebung und Leistungssteigerung seitens der Gewerkschaften abzulehnen, weil diese Aufgabe dem Unternehmertum zukomme, und weil die Arbeiter alle ihre Kräfte darauf zu konzentrieren hätten für die Zeit der unvermeidlichen Katastrophe möglichst stark organisiert dazustehen. Aber das an sich Denkbare scheidet für die reale Entwicklung aus; sonst werde diese für die ganze Zwischenzeit, was die Produktionsgestaltung anlangt, auf ungehemmte Alleinbestimmung seitens des Kapitals, also geradezu auf Ausschaltung des wünschenswerten und möglichen eigenen Einflusses der Arbeiterklasse hinauslaufen:

»Obstruktion oder auch nur Verneinung ist ausgeschlossen, schon um deswillen, weil damit nicht die einschneidenden und tiefgreifenden Änderungen in der Produktionsgestaltung und -leitung tatsächlich wegfielen, sondern nur das gute Recht der Gewerkschaften aufgehoben wäre in der Zielsetzung für solche Wirtschaftsentwicklungen mitbeteiligt zu sein. Einer neuen Produktionsordnung nähert man sich nicht durch eine soziale Explosion sondern durch schrittweis planvolle Umgestaltung, bei der den Gewerkschaften eine stärkere Mitwirkung zufallen muß.«

Die englische Produktion steuert neuerdings zusehends auf Überwindung der alten zersplitterten freien Konkurrenz, auf Kartellierung (trustification) und größere Gruppenbildung hin. Die Eisenbahnen als große Aktiengesellschaften, die Elektrizitätswerke, die Kohlengruben, die chemische Industrie sind rasch hinter einander in diesen elementaren Umwälzungsprozeß hineingerissen worden; bei den Textilindustriellen kündigt er sich in aufsehenerregenden Erörterungen und Auseinandersetzungen an. Sollen die Arbeiter, vollends wenn sie sich als die dereinstigen Erbübernehmer, also gerade als zielbewußte Sozialisten, gegenüber dem ganzen Produktionsapparat fühlen, diese Umorganisation als für sie und ihre Klasseninteressen gleichgültig betrachten? Auch dann noch, wenn diese Umorganisation (wie bisher in umfassendem Maß in der Kohlenproduktion und demnächst wahrscheinlich in den Textilindustriellen) mit Schließung bestimmter leistungsschwacher Betriebe, mit Ausschaltung und Einschränkung ganzer Produktionsreviere, also mit stärksten Veränderungen des Arbeitsmarkts, mit den fühlbarsten örtlichen und beruflichen Verschiebungen für eine ganz gewaltige Masse von Arbeitskräften, mit wesentlichen und tief einschneidenden Änderungen in der Sicherung und Erziehung des notwendigen arbeitsberuflichen Nachwuchses, in der Gestaltung seines Lehrgangs und seiner Schulung, in seiner Verteilung über die einzelnen Industriezweige unlösbar verbunden sein muß?

Verzichtende Selbstkastrierung, Fleischesabtötung mag einer religiösen Propaganda hellern Heiligenschein und spannkraftigern Schwung verleihen. Wesentlich anders liegen die Dinge auf sozialem Gebiet. Eine neue, höhere Zukunftswirtschaftsordnung kann heute niemals aus bloßen tatenlosen Protesten der bisher Enterbten gegen die bestehende Ordnung, aber ebensowenig aus bloßen diktatorischen Vollmachten der bisherigen Nutznießer der kapitalistischen Gesamtentwicklung entspringen. Sie bedarf heute bereits des lebendigen schöpferischen Kontakts beider Teile: der Wirtschaftsdemokratie im allgemeinen, von der die verschiedensten Arbeitsgemeinschaften zur Lösung mannigfaltigster wirtschaftlich-sozialer Aufgaben zunächst ganz untrennbare Bestandteile bilden.

MEHR noch als diese unaufhaltsamen Überlegungen wirken jedoch ganz sinnenfällige und handgreifliche Erfahrungen, die häufig erst jetzt über die Schwelle des Bewußtseins der Arbeiterklasse treten. Wie wir Kontinentalen oder doch wir Deutsche Genossenschaften so lange theoretisch überlegen ablehnten, bis tatsächlich so viele überzeugende und vorwärtstreibende durchschlagende Genossenschaftserfolge vorlagen, daß die endzielbewußte Theorie wohl oder übel kleinlaut werden und dann vollständig kapitulieren mußte, wie wir Tarifverträge grundsätzlich so lange verwarfen und verabscheuten, bis sich die tatsächlich abgeschlossenen Abkommen und die dadurch immer von neuem ins Rollen gebrachten Verhandlungen, Interessenausgleiche und Verständigungen von solcher Bedeutung für den Fortschritt der Arbeiterbewegung erwiesen, daß das fortgesetzte Ausspielen des zielbewußten "Klassenkampf"gedankens gegen die rückgratlosen "Friedens"einbildungen sich ganz von selber verbot,⁵ so haben sich in ähnlicher Weise in England die Arbeitsgemeinschaften und paritätischen Vertretungen für die verschiedensten Zwecke viel umfassender bereits durchgesetzt, als es von irgendwelcher Seite bisher jemals als bewußtes Ziel erfaßt und grundsätzlich befürwortet wurde. Und sie haben sich nicht nur durchgesetzt, sie haben sich vielmehr recht häufig, wie man mehr und mehr erkennt, als die für die Arbeiterklasse günstigere Form zur Wahrung ihrer Interessen gegenüber den alten Kampfmitteln des Streiks erwiesen. Der klarere Einblick in das nach seinen objektiven Ergebnissen vorliegende reale Leben, das stets viel revolutionärer war als die alten Köpfe der am lautesten ihre überragende Einsicht rühmenden Beteiligten, das richtigere Augenmaß für die im stillen sich regenden Keime einer neuen Wirtschaftsdemokratie brechen nun um so stärker mit überraschender Plötzlichkeit durch.

Mit einemmal entdeckte man, daß an 2 Millionen Arbeiterinnen und Arbeiter der Trade-Boards-Gesetzgebung unterstellt wurden, also einer paritätisch staatlichen Lohnreglung (ähnlich wie unsere Heimarbeit in Deutschland den Fachausschüssen), weil die einseitig gewerkschaftliche arbeiterklassenmäßige Erfolgsmöglichkeit weit hinter den berechtigten, durch die Trade Boards eher zu verwirklichenden Forderungen zurückblieb. Und J. R. Clynes, als Gewerkschafter wie Arbeiterparteiener gleich führend, gesteht die Überlegenheit dieses Wegs (überlegen nach den Erfolgen für die Arbeiter, obwohl sicherlich noch lange nicht das Ende vom Weg erreicht ist) unbefangen und offen zu. Er würdigt ähnlich die sonstigen, seit längerem oder kürzerm bestehenden Verhandlungs- und Verständigungsinstanzen:

»Eine vielgestaltige Masse von Arbeitern, etwa 2 Millionen, die in der Stufenleiter der Löhne und Arbeitsbedingungen am tiefsten herabgedrückt war, steht unter dem Schutz einer durch Parlamentsgesetz geschaffenen Sonderorganisation. Ihre Löhne und Arbeitsbedingungen werden durch Trade Boards bestimmt; der Staat, die Unternehmer- und Arbeitervetreter haben für diese Arbeiterschichten die Lohnhöhen in der Hand. Und es ist selten, daß die Schlüsse, die die Trade Boards ziehen, wieder umgestoßen werden; die Schlußergebnisse finden vielmehr allgemeine Zustimmung . . . Noch ausgedehntere Arbeitsgruppen, deren Bezahlung meist besser ist, bedienen sich der paritätischen Industrieräte (Joint Industrial Councils).

5) Anlässlich des Jubiläums eines alten Versammlungslokals erinnerte die *Dresdner Volkszeitung* am 13. Oktober 1926 auch daran: »In diesem Saale bezeichneten die versammelten Dresdner Genossen und Gewerkschafter die Buchdrucker, weil sie mit den Unternehmern eine Tarifgemeinschaft abgeschlossen, in einer Resolution als »unfähige Mitläufer der Arbeiterbewegung« und warfen ihre Vertreter aus dem Gewerkschaftskartell heraus. Kurze Zeit darauf war der Tarifgemeinschaftsgedanke Gemeingut der deutschen Gewerkschaften.« Und, hätte die *Dresdner Volkszeitung* hinzufügen können, war die unfähige hinauswurfsreife Mitläufergewerkschaft als zielklare, nachahmenswerte Bahnbrecherin auf einem wichtigen Gebiet der Arbeiterklassenbewegung anerkannt.

Die Entscheidungen dieser Organisationen haben keine gesetzliche Zwangskraft hinter sich, aber sehr sehr wenige alljährlich errungene Entscheidungen werden bestritten oder außer Kraft gesetzt . . . Somit sind wahrscheinlich an 4½ Millionen Lohnempfänger durch die erwähnten beiden Organisationsformen gedeckt. Weitere Millionen anderer Arbeiter haben unter verschiedenen Namen und für verschiedene Zwecke Instanzen für periodisch wiederkehrende Verhandlungen mit paritätischer Besetzung; so die Baumwollindustriellen, der Maschinenbau, der Schiffsbau, die Transportgewerbe, die Baugewerbe und bis vor kurzem die Kohlenproduktion [die sich nach dem Streik auf mehr zersplitterte Verhandlungen in den einzelnen Grubenrevieren reduziert sieht] . . . In der Tat sind Organisationen für gemeinsame Beratungen und Entscheidungen viel weiter verbreitet als man gemeinhin glaubt . . . Neu ist vieles nur im Verhältnis zu dem Alter der Industrien, in die man vorgedrungen ist. Die meisten Gewerkschaften brauchten nicht mehr um das Recht die Arbeit niederzulegen zu kämpfen, wohl aber um das Recht ihre Stimme bei der Unternehmungsleitung zu erheben, denn es war unter der Würde vieler Unternehmer mit den Vertretern und Angestellten der Organisationen ihrer Arbeiter gemeinsam zu tagen . . . Es ist aber nicht nur möglich sondern erstrebenswert eine annehmbare Form des paritätischen Zusammenwirkens zu finden.«

Ben Turner, gegenwärtig der Vorsitzende des Trade-Unions-Kongresses, sprach drastisch herausfordernd sogar etwas aus, was ihm unsere Radikalen sicherlich bis zu seinem Tod niemals verzeihen könnten: daß man nämlich an einem gemeinsamen Beratungstisch, beim Schmauchen eines Pfeifchens, viel rascher und günstiger vorwärtskäme, als wenn man noch so heftig, aber aus meilenweisem Abstand gegeneinander losziehe.⁶



WEIFELLOS liegt augenblicklich in England die Abneigung gegen jedwede Arbeitsgemeinschaft viel mehr bei den Scharfmachern des Unternehmertums. Die Gewerkschaften haben 1926, im Jahr des Generalstreiks, 300 000 Mitglieder eingebüßt. Noch niemals hatten sie so hohe Geldopfer für Streiks, und zwar ohne jeden Erfolg, zu bringen, so daß ihre Vermögen von 12,75 Millionen Pfund auf 8,65, also um 4,1 Millionen zusammenschmolzen. Nur die furchtbare Arbeitslosigkeit von 1921, die sie 7 Millionen Pfund Sterling kostete, erschöpfte ihre Kassen in ähnlicher Weise. Dies alles hat nach den Cookschen Scharfmachern von links um so mehr den Scharfmachern von rechts erhöhte Lebendigkeit gegeben, und MacDonald (der sich natürlich mit der Chemnitzer Volksstimme in der Beurteilung der Situation in England beileibe nicht messen darf) faßt es daher als die zurzeit größte Gefahr auf, daß die Kurzsichtigkeit dieses Flügels das Übergewicht einer Zerschmetterungspolitik verschaffen könne, für die einige Proben hier und da ja schon vorliegen.⁷

Der nimmer ruhende soziale Fortschritt, der stetige Aufstieg zu immer höheren Stufen des öffentlichen, gleichviel ob politisch-parlamentarischen oder wirtschaftlich-sozialen Lebens, zeigt sich jedoch, von dem Mondschen Ausnahmekreis zunächst ganz abgesehen, in der überraschenden Stärke der gegensätzlichen Strömung selbst in Unternehmerkreisen. Die Bestrebungen in Lancashire einfach nach alter Weise mit Arbeitszeitverlängerungen und Lohnkürzungen, ohne jede Fühlungnahme mit den Arbeitern, über eine tiefwurzelnde Wirtschaftskrisis hinwegzukommen weckten sogar an Ort und Stelle

6) Siehe *The Times* vom 20. Januar 1928: Mr. Ben Turner and Industrial Peace.

7) »Vor allem verhängnisvoll sind die Versuche seitens der Unternehmer Frieden durch Zerschmetterung der Gewerkschaften (by smashing trade unions) erreichen zu wollen. . . Ich zögere keinen Augenblick zu sagen, daß das größte Hindernis für Ausgleichsabmachungen gegenwärtig in der Haltung der Unternehmer liegt. Citrine, der Sekretär des Trade-Unions-Kongresses, sprach sich aus guten Gründen über die kalte Aufnahme (cold reception) aus, die das Unternehmertum den Erörterungen des Edinburgher Gewerkschaftskongresses zuteil werden ließ.« So MacDonald in der in Note 4 erwähnten Sammlung.

die energischsten Unternehmerproteste. Ein Leitartikel der Times hierzu ist ein wahres zeitgeschichtliches Dokument des geistigen und politischen Fortschritts auch auf der kapitalistischen Seite.⁸ Es gibt eben, was die Stillstandsdenkweise unserer Radikalen niemals sehen und begreifen will, immer neue Triebkräfte der Um- und Neugestaltung unseres öffentlichen Lebens, denen trotz allen gewollten und ungewollten Hemmnissen sich weder Arbeiter noch Unternehmer auf die Dauer entziehen können.

JONNY HINRICHSEN · DAS PARTEIARCHIV

MIT dem Inkrafttreten des Sozialistengesetzes, am 21. Oktober 1878, und seiner rücksichtslosen und brutalen Anwendung gegen die »gemeingefährlichen« Bestrebungen der Sozialdemokratie fiel zunächst auch ein Plan, für dessen Verwirklichung sich August Bebel ganz besonders eingesetzt hatte. Er betraf die Errichtung einer Parteibibliothek. Die ersten Anregungen für eine solche Sammelstelle im Interesse der Erhaltung wichtiger Parteischriften und Parteizeitungen sind auf die einfache Tatsache zurückzuführen, daß derartige Druckerzeugnisse in fremde Hände gelangt waren, die deren Wert nicht zu schätzen wußten. Die impulsive Natur Bebels ließ es nicht zu diesen für die Partei selbst und für ihre spätere Geschichtschreibung so außerordentlich wichtigen Plan ruhen zu lassen. Am 20. Februar 1878 hatte Bebel im Leipziger Vorwärts einen längern Artikel erscheinen lassen, in dem er all die Gründe für seinen Vorschlag in seiner eindringlichen Weise auseinandersetzte. »Wer je in der Lage gewesen ist«, führte er aus, »die ältere sozialistische oder den Sozialismus betreffende Literatur nachschlagen zu müssen, wird wissen, auf welche Schwierigkeiten die Beschaffung selbst der bekannteren einschlägigen Werke stößt, ganz abgesehen davon, daß für die weitaus größere Mehrzahl der Genossen die Sache schon an dem Kostenpunkt scheitert. Selbst die öffentlichen Bibliotheken helfen diesem Übelstande nicht ab, da sie für ihre Anschaffungen von anderen als den für uns in Frage kommenden Gesichtspunkten ausgehen.« Genau so schwierig wie damals wäre auch heute die Beschaffung der einschlägigen Werke des Sozialismus, wenn nicht, eben dank der weitblickenden Anregung Bebels, der die Zukunft der Partei herannahen sah, die Parteibibliothek vorhanden wäre. Der erwähnte Artikel im Vorwärts fand allseitige Zustimmung, und es wäre, die Notwendigkeit lag auf der Hand, gleich zur Verwirklichung des Vorschlags gekommen, wenn nicht die unheilvollen Ereignisse jenes denkwürdigen Jahres alle aussichtsreichen Pläne, die im Schoß der Partei ruhten, erbarmungslos zunichte gemacht hätten.

Indes, die Verwirklichung der Ideen, die einmal bei den Führern einer aufsteigenden Massenpartei Platz gegriffen haben, kann wohl durch brutale Gewaltmittel eine Zeitlang hintangehalten werden, läßt sich aber dauernd doch nicht unterdrücken. Das war auch hier der Fall. Das große Verdienst der Wiederanregung dieser Frage kommt Hermann Schlüter zu, der im Sozialdemokraten vom 27. April 1882 Bebels Begründungen für eine Parteibibliothek durch neue Tatsachen bedeutend erweiterte. Schlüter schlug vor die geplante Parteibibliothek zu einem Parteiarchiv auszubauen, einem Aufbewahrungsort für Schriftstücke, Prozeßakten, Aufrufe usw. Solch ein Parteiarchiv hätte nicht nur einen rein theoretischen sondern einen sehr greifbaren

8) Siehe *The Times* vom 17. Januar 1928: *The Cotton Crisis*.

praktischen Nutzen. So wurde denn auf der vom 19. bis zum 21. August 1882 in Zürich abgehaltenen Parteikonferenz einstimmig die Errichtung eines Parteiarchivs beschlossen. Eduard Bernstein wurde mit der Eintragung und Verwaltung der ersten Eingänge beauftragt. Doch die Redaktionstätigkeit ließ ihm für archivalische Arbeiten nicht viel Zeit übrig. Daher wurde schon im April des nächsten Jahres Hermann Schlüter verpflichtet sich nebenamtlich dem neuen Unternehmen zu widmen. Dank seinen Verbindungen mit den führenden Persönlichkeiten innerhalb der Internationale, bei der Auffassung, die er von den Aufgaben eines Parteiarchivs hatte, war er für diese Tätigkeit ganz besonders geeignet.

Bei der Übernahme durch Schlüter zählte die Sammlung etwa 300 Eintragungen, die sich vornehmlich auf die Lassalleschen Agitationsschriften, auf Parteizeitungen und Prozeßakten beschränkten. Bald aber vermehrte sie sich, und dies immer rascher. Im Mai 1886 verließen die Redaktion und der Verlag des Sozialdemokraten die freundliche Gaststätte Zürichs und siedelten durch die vermittelnde Hilfe Friedrich Engels' nach London über. In ihrer Begleitung befand sich auch das Parteiarchiv. Die intensive Sammeltätigkeit Schlüters für das Archiv hatte inzwischen bereits einen derartigen Umfang angenommen, daß für dessen Transport 17 große Kisten erforderlich waren. Die Unterbringung in London erfolgte in Kentish Town Road.

Nach der Aufhebung des Ausnahmegesetzes am 1. Oktober 1890 kam auch das Parteiarchiv auf heimatlichen Boden. In der von Hugo Heimann errichteten Öffentlichen Bibliothek und Lesehalle in Berlin wurde die Sammlung zunächst aufgestellt. Max Schippel, dem die Leitung des Archivs übertragen worden war, gelang es mit Hilfe des geschulten Personals der Heimannschen Bibliothek die während der verfloßenen Zeit angehäuften Eingänge systematisch zu ordnen und die Herausgabe eines Katalogs vorzubereiten. Dieser erschien 1901 und umfaßte 420 Folioseiten in Schreibmaschinenschrift. Erst von diesem Zeitpunkt ab wurden die Sammlungen des Parteiarchivs für die Öffentlichkeit nutzbar und zugänglich gemacht. Mit dem Eingang und der Sichtung des literarischen Nachlasses von Karl Marx und Friedrich Engels, Johann Philipp Becker, Moses Heß, Wilhelm Wolff, Hermann Jung und anderen sollte sich das bewahrheiten, was die Begründer ins Auge gefaßt hatten: Das Parteiarchiv wurde eine Sammelstätte von Parteidokumenten.

Im Jahr 1905 erhielt das Archiv eigene Räume im Haus Lindenstraße 69, in dem sich damals der Vorwärtsverlag befand, und es unterstand von da ab der Leitung Max Grunwalds. Noch einmal mußte es sein Domizil wechseln, und zwar 9 Jahre später, zusammen mit dem Vorwärts. Nun bezog es im 4. Stock des Hauses Lindenstraße 3 ein neues, eigenes Heim. Störungen und Erschütterungen blieben ihm aber auch hier nicht erspart. Der Ausbruch des Weltkriegs unterbrach mit einem Schlag die internationalen Verbindungen und Einsendungen vom Ausland. Bei der Besetzung und Beschießung des Vorwärtsgebäudes durch die Spartakisten im Jahr 1919 mußte man befürchten, das Archiv könnte diesem wahnsinnigen Spartakistenputsch zum Opfer fallen; wurden doch die dicken Zeitungsbände von den Belagerern zum Bauen von "Barrikaden" auf dem Dach des Hauses verwandt. Das Archiv kam aber noch glimpflich davon. Es wurden nur 2 Glasschränke, die Erinnerungen russischer Sozialisten aus ihrer Festungshaft in der berühmten Schlüsselburg enthielten, erbrochen und ihrer Kostbarkeiten beraubt. Im übrigen blieben die Bestände des Archivs glücklicherweise unversehrt.

Wir blicken jetzt auf 45 Jahre Parteiarchiv zurück. Vergewärtigt man sich die äußerst schwierigen Umstände, unter denen die Bibliothek der Partei ins Leben gerufen wurde, denkt man daran, wie spärlich und mangelhaft anfangs die Eingänge waren, und sieht man sich nun die Sammlungen an, die das Archiv heute aufzuweisen hat, so kann von einer Entwicklung gesprochen werden, die auf ähnlichen Gebieten kaum ihresgleichen haben dürfte. Der ursprüngliche Gedanke, die ersten Anregungen, die dazu geführt haben aus kaum beachtenswerten Anfängen heraus zu einer Bibliothek zu gelangen, die als die reichhaltigste auf dem Gebiet des Sozialismus angesprochen werden kann, müssen heute uns alle mit Genugtuung erfüllen.

In der Bücherei sind nach genauer Zählung zurzeit 15 326 Werke mit 20 919 Bänden vorhanden. Der Sachkatalog umfaßt 14 Hauptabteilungen, die wieder in zweckentsprechender Weise in Unterabteilungen gegliedert sind. Der Katalog selbst zählt 1048 Folioseiten in Schreibmaschinenschrift und umfaßt nur die eigentliche Literatur und das Zeitungswesen. Über die im Archiv befindlichen Briefe, Dokumente und sonstigen Materialien geben besonders angelegte Verzeichnisse oder Zettelkataloge hinreichende Aufschlüsse.

Was dem Parteiarchiv seine Eigenart verleiht und ihm seinen Ruf eingetragen hat, das sind nicht nur die klassischen Werke des Sozialismus, nicht allein die höchst seltenen Zeitungen und Zeitschriften aus der Frühepoche des Emanzipationskampfes des internationalen Proletariats, sondern in der Hauptsache ist es der handschriftliche Nachlaß und Briefwechsel eines Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle sowie das gesamte urkundliche Material der Ersten Internationale, der Internationalen Arbeiterassoziation von 1864. Darüber hinaus besitzt das Archiv fast lückenlos die sozialistische Literatur aller jener Länder, die der Zweiten Internationale angeschlossen waren. Im besondern waren es Finnland, Frankreich, Großbritannien, Polen, Rußland und Schweden, die ihre sozialistische Literatur, ferner ihre Zeitschriften und Propagandaschriften unserm Archiv einsandten. Der unheilvolle Ausbruch des Weltkriegs bereitete diesem Austauschverkehr ein jähes Ende. Selbst die Einsendungen aus neutralen Ländern, beispielsweise die aus der Schweiz, verfielen rettungslos der behördlichen Beschlagnahme.

Es ist befremdend, daß außer der deutschen nur noch die finnländischen und schwedischen Bruderparteien die Einrichtung einer Landespartei-bibliothek aufzuweisen haben. Um so wertvoller erscheinen die Bestände an fremdsprachlicher Geschichts- und Parteiliteratur, die das deutsche Parteiarchiv in seinen Räumen betreut. Die Notwendigkeit ihres Vorhandenseins ergibt die rege Nachfrage danach und ihre Inanspruchnahme. Dieses für die in Frage kommende Geschichtsforschung schier unerschöpfliche Quellenmaterial gibt dem Parteiarchiv sein besonderes Gepräge. Erst in den letzten Jahren wurden umfangreiche Vorbereitungen getroffen, um die in den Schränken lagernden Schätze zu heben und sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es ist das Marx-Engels-Institut in Moskau, das sich diese gigantische Aufgabe gestellt hat: durch die Herausgabe der Gesamtwerte von Marx und Engels, die es begonnen hat. Sämtliche urkundlichen Materialien, die im Archiv vorhanden sind, wurden eigens zu diesem Zweck photographiert, oder es wurden Abschriften angefertigt. Eben solcher Vorarbeiten bedarf die Herausgabe des 2. Bandes der großen Engelsbiographie Gustav Meyers. Allein die von dem Briefwechsel Engels-Bebel hergestellten Abschriften beliefen sich auf 297 Stück. Dazu kommen noch die erforderlichen Auszüge aus der übr-

gen in- und ausländischen Korrespondenz Engels'. Daß für Film- und Lichtbildvorträge die Originalwerke des Archivs gegenwärtig in weitestem Maß in Anspruch genommen werden, soll nur der Aktualität wegen erwähnt werden. Was die Sammlungen des Archivs auf dem Sondergebiet des Sozialismus und der modernen Arbeiterbewegung sowie der kulturellen Geistesrichtung überhaupt bedeuten, besagt unter anderm ein Schreiben des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 19. November 1923. Es lautet: »Die Bibliothek der Sozialdemokratischen Partei hat ein besonderes wissenschaftliches und geschichtliches Interesse für die Allgemeinheit und genießt daher den Schutz der Verordnung über den Schutz von Denkmälern und Kunstwerken vom 8. Mai 1920. Auf Grund der Ziffer III der Ausführungsbestimmungen vom 7. Februar 1921 benachrichtige ich Sie hiermit, daß die genannte Bücherei in die von mir geführte Liste unter Berlin Nummer 9 eingetragen worden ist. Mit der Eintragung in die Liste wird der Schutz der Verordnung wirksam, dessen Bedeutung aus der anliegenden Erläuterung ersichtlich ist.«

Über die Tätigkeit des Parteiarchivs berichtete zum erstenmal der Parteivorstand dem Parteitag zu Essen 1907. Seitdem erfolgten die Tätigkeitsberichte in der Regel für die Zeit von Parteitag zu Parteitag. Erst mit dem Erscheinen des Jahrbuchs der Deutschen Sozialdemokratie, also 1926, wurde dieser Modus geändert, und es wird jetzt stets über das Kalenderjahr berichtet. Die Anzahl der Personen, die für längere oder kürzere Zeit sich zu Studienzwecken im Parteiarchiv aufhielten, betrug 63 (46 männliche und 17 weibliche): 43 aus Deutschland, 6 aus Rußland, je 3 aus Norwegen und Polen, je 1 aus Canada, Frankreich, Indien, Japan, Lettland, der Tschechoslowakei, Ungarn und den Vereinigten Staaten von Amerika. Besucher, die nur vorübergehend das Archiv in Anspruch nahmen, um Feststellungen zu machen oder Abschriften anzufertigen, wurden nicht mitgezählt. Des allgemeinen Interesses wegen seien im nachfolgenden einige der Themen aufgeführt, die mit Hilfe des Archivmaterials bearbeitet wurden: Die Entwicklung des Arbeiterurlaubs, Studien über die österreichische Arbeiterbewegung, Berufsschule und Arbeiterbewegung, Die Entwicklung der sozialdemokratischen Presse, Die oberschlesische Arbeiterbewegung, Die soziale Lyrik, Karl Marx in seiner Frühzeit, Die Stellung der Sozialdemokratie zur auswärtigen Politik Bismarcks, Die sozialdemokratische Presse unter dem Sozialistengesetz, Die Arbeiterbewegung in Polen, Die Geschichte der sozialistischen Arbeiterjugend, Der deutsche Bauernkrieg, Die Außenpolitik der Regierung Ramsay MacDonald, Der französische Sozialismus, Das neue Agrarprogramm der Sozialdemokratie, Friedrich Engels als Kriegshistoriker, Die Rentabilität des Achtsturentags, Das Minderheitenproblem, Die geschichtliche Entwicklung des sozialdemokratischen Agrarprogramms, Sozialismus und Bolschewismus, Das Wesen der deutschen Arbeiterdichtung, Die Wirkung der Zensur auf die deutsche Arbeiterpresse, Die Wirkung der Lassalleschen Agitation auf die Arbeitermasse, Die Geschichte des Sozialismus, Schule und Sozialdemokratie, Das Verhältnis von Marx zu Engels, Die Stellung der sozialistischen Parteien zur Handelspolitik, Der Religionsunterricht in den Berufsschulen, Der englische Bergarbeiterstreik, Der Zusammenbruch der ersten Arbeiterinternationale. Diese Inanspruchnahme des Archivs zu wissenschaftlichen Zwecken rechtfertigt wohl zur Genüge die Wertschätzung, die dem Parteiarchiv aus fast allen Kulturländern entgegengebracht wird.

Der allseitige Zuspruch, dessen sich das Archiv namentlich seit der Umwälzung 1918 zu erfreuen hat, findet seine Begründung in der Tatsache, daß die Probleme des Sozialismus und der sozialistischen Wirtschaftspolitik vor den Toren der Hochschulen nicht haltmachen. Das beweisen hinreichend die oben genannten Themenstellungen. Diese neue Stellung und Umstellung bedeutet einen "Marxismus wider Willen", der sich in aller Forschung zeigt. Dann aber ist es der fühlbare Mangel an der hierfür einschlägigen Literatur in den zuständigen Bibliotheken, der den, der Studien treibt, ins Parteiarchiv führt. Gibt es doch Universitätsbibliotheken, die nicht einmal die wichtigsten Zeitschriften des Sozialismus, die Neue Zeit und die Sozialistischen Monatshefte, in ihren Beständen haben. Das Anfordern von Materialien, die fast täglich einlaufenden Anfragen nach Artikeln und Zitaten aus der sozialistischen Literatur beweisen, daß das Parteiarchiv heute ein unentbehrliches Hilfsmittel der Wissenschaft ist. Wenn man Gelegenheit nimmt die umfangreichen Akten aus den Archiven der politischen Behörden zur Zeit des Sozialistengesetzes zu durchblättern, findet man jedes Exemplar sozialistischen Drucks, das der Propaganda diene, fein säuberlich registriert und aufbewahrt. Dagegen fand die Literatur des Sozialismus als Ergebnis ernster wissenschaftlicher Forschung nur schwer Eingang in die öffentlichen Bibliotheken.

Es wäre noch ein Wort darüber zu sagen, wie man Zugang zum Parteiarchiv erhält, und unter welchen Bedingungen man die vorhandenen Materialien benutzen darf. Für Parteizugehörige steht das Archiv jederzeit offen; für andere bedarf es der Empfehlung einer Persönlichkeit, die der Archivleitung bekannt ist, oder einer öffentlichen Körperschaft. Benutzungsgebühren werden nicht erhoben. Es dürfte selbstverständlich erscheinen, daß das Parteiarchiv bestrebt ist seine Sammlungen zu vervollkommen und auch auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens auszudehnen. Daß dieses Ziel, immer im Bereich des Möglichen, erreicht wird, dafür bürgen die Eingänge an Neuerwerbungen und Zuwendungen aus parteigenössischen Kreisen. Es wäre aber erwünscht, wenn sich die anderen europäischen Länder fleißiger daran beteiligten, so daß hier ein Stück wissenschaftlich sozialistischen Kontinentaleuropas entsteht.

HANS HEINZ STUCKENSCHMIDT · DIE MUSIK DES NEUEN RUSSLANDS

RUSSLAND gehört schon traditionell zu den Volkskomplexen, von denen die Welt geistige Leistungen erwartet. Es hat sich seit Jahrhunderten in Dichtung, Malerei und Musik als Reservoir schöpferischer Energieen erwiesen, und besonders seine Musik ist aus der europäischen Produktion kaum wegzudenken.

Freilich war auch hierin, wie in allen gesellschaftlichen und geistigen Dingen, die westeuropäische Entwicklung bis vor nicht allzu langer Zeit einzig maßgebend. In erster Linie wirkte französische Kultur auf das zaristische Rußland; in zweiter Linie dann deutsche. Wie nämlich im gesellschaftlichen Leben Rußlands die Kenntnis französischer und deutscher Sprache unumgängliches Erfordernis war, so mußte auch der russische Intellektuelle sich in Paris, Berlin, Leipzig oder München erst Geltung verschaffen, ehe er im eigenen Land anerkannt wurde. So ist es verständlich, daß das eigentlich Russische auch in der Kunst von jenem eigentümlichen bürgerlichen Kosmopolitismus verdrängt wurde, der noch Tschaikowskij's Werk kennzeichnet.

Die nationale Reaktion gegen diese Ausländerei begann in der Musik um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Gruppe der Fünf, die diese Reaktion organisierten, gehörten an: Alexander Borodin, Alexander Glasunow, Cesar Kjui, Modest Mussorgskij und Nikolaj Rimskij-Korssakow. Nun wurde die nationale Idee wichtig. Man wollte eine russische Schule gründen. Der Versuch gelang. Unerschöpfliche Quellen folkloristischen Materials wurden erschlossen, und diese Musik fand auf der ganzen Welt Resonanz. Mussorgskij, das stärkste nationale Temperament dieser Schule, wurde zum entscheidenden Eindruck für Claude Debussy und somit zum indirekten Begründer der gesamten neufranzösischen Schule im 19. Jahrhundert. Merkwürdigerweise übersprang gewissermaßen Mussorgskijs Einfluß das benachbarte Deutschland; erst auf dem Umweg über den französischen Impressionismus machte er sich hier geltend. Hingegen fand das große musikalische Ereignis Richard Wagner in Rußland seltsamen Widerhall. Alexander Skrjabin wandte sich in jähher Kurve von seinem begabten Chopinepigonentum der radikalsten Nachfolge Wagnerscher Kunstprinzipien zu und steigerte den Stil des Bayreuthers zu einer eigentümlich zerklüfteten Chromatik, die in der harmonischen Diktion sich bisweilen schon dem mittlern Schönberg nähert. Sein Stil war, vom Gesichtspunkt der damaligen musikalischen Entwicklung betrachtet, ungeheuer neuartig, doch revolutionär nur in der selbstherrlichen Atomisierung des Harmonischen und Melodischen. Bei Skrjabin liegen, wie bei Debussy, die Anfänge der atonalen Harmonik. Ideologisch jedoch war diese Kunstanschauung in ihrem Drang zur Metaphysik (der in der Musik stets riskant ist), in ihrer Übersteigerung des individualistischen Ausdrucks im Vergleich zur Schule der Fünf eigentlich reaktionär. Skrjabin ist also die typische bürgerliche Übergangserscheinung. Er spürt ein Ende und glaubt ein Anfang zu sein; er steigert die künstlerischen Mittel zu einer Hypertrophie von Ausdruckselementen, bleibt aber so in sich befangen, daß seine Nachfolge nicht über ihn hinaus kann.

Mit der fortschreitenden Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft, vollends mit der Revolution von 1917, spaltet sich die russische Intelligenz in 2 entgegengesetzte Lager. Der politische Umsturz treibt einen großen Teil der bürgerlichen und sozialistischen Kreise ins Ausland. Dieses Emigrantentum versucht von nun an eine eigene geistige Existenz zu führen. Und jetzt zeigt sich in der Musik eine Entwicklung, die den von außen Betrachtenden im höchsten Grad überraschen muß. Er hat natürlich angenommen, daß die soziale Revolution, deren Verkörperung er im bolschewistischen Regime sieht, künstlerisch zu Resultaten führen würde, die den kollektivistischen Ideen entsprechen, das Emigrantentum dagegen, das nach seiner Meinung die reaktionären Elemente umfaßt, die bürgerlich-individualistische Idee fortsetzen und künstlerisch gestalten werde. Die unbegrenzten neuen Möglichkeiten einer Musik, die, aus der Masse kommend, zur Masse spräche, drängten sich auf. Eine soziale Kunst, dem Volkslied entspringend und das gesteigert Artistische überwindend, wurde aus Rußland erwartet,

Genau das Gegenteil kam. Das Emigrantentum lieferte in Igor Strawinskij einen Musiker, der die eigentliche soziale Kunst schuf. Als Schüler Rimskij-Korssakows wurde er zunächst im Sinn der nationalrussischen Schule erzogen, verlor sich aber dann stark an die Einflüsse Skrjabins und Debussys. Als noch junger Mann wird er von Sergej Djagilew ans Russische Ballett verpflichtet und gerät so in den Bann französischer Musikkultur.

Sehr bald aber dringt seine eigentlich primitive russische Bauernnatur durch, und sie zwingt ihn abermals zur Auseinandersetzung mit dem Folkloristischen. So entsteht sein eigentlicher Stil. Er macht alle Stadien der modernen Musikentwicklung durch und wendet ihre Resultate an eine Neugestaltung des russischen Volkslieds. Die wichtigsten Werke dieser Periode, zu der der augenblicklich in klassischen Bahnen Wandelnde ohne Zweifel auf irgendeinem Weg zurückkehren wird, sind *Le sacre du printemps*, die *Pri bautki* und die *Histoire du soldat*. Hier ist jedes Thema auf einfachste russische und gelegentlich polnische Volkslieder zurückzuführen. Die rhythmische und harmonische Bearbeitung, die sie erfahren, ist nicht sehr entscheidend. Suggestiv ist die tiefe Volksverbundenheit, der bluthafte Elan, der der ganzen Musik Strawinskijs eigen ist. Schon die starke Betonung des Rhythmischen kennzeichnet die Naivetät seines Stils, der immer vom Tanz und vom chorischen Gesang herkommt. Ähnlich liegt der Fall auch bei Sergej Prokowsjew, der, ebenfalls Emigrant, als stärkste Begabung unter den Jüngeren heute das Russentum in der Musik repräsentiert.

Die Verbindung mit den musikalischen Ereignissen in Rußland selbst war für uns einige Jahre nach dem Krieg völlig gesperrt. Was an künstlerischen Resultaten aus den Ländern der Revolution hierher drang, blieb auf Literatur, Malerei, Theater und Architektur beschränkt. Diese Resultate schienen zum großen Teil den Erwartungen zu entsprechen, die man auf sie gesetzt hatte. Die meisten Werke dieser Dichtung, Bild-, Bühnen- und Baukunst waren voll Aktivität und Wucht. Als dann aber die ersten Musiken zu uns kamen, waren wir tief erschreckt. Nichts von dem, was wir erwartet hatten, traf ein. 3 Komponisten galten (und gelten noch) als repräsentativ: Anatol Alexandrow, Samuel Feinberg und Nikolaj Mjaskowskij. Kammermusik und Symphonisches liegt von ihnen vor. Sie, wie auch die meisten Jüngeren, sind in höchstem Grad Skrjabinschen Einflüssen unterworfen. Nur ist bei ihnen die Individualisierung, die chromatische Zerfaserung noch mehr auf die Spitze getrieben. Technisch sind diese Musiken aufs sorgfältigste gearbeitet, mit alchymistischer Geheimnisserei durchsetzt und von fast akademischer Pedanterie. Jede Möglichkeit zur Popularisierung ist schon durch die eminente Schwierigkeit der Ausführung unterbunden. Tatsächlich wird heute selbst in Deutschland, außer etwa von Schönberg, kein so komplizierter Klaviersatz geschrieben wie ihn diese neuen Russen pflegen. Aber auch in der geistigen Haltung ist ihre Musik durchaus reaktionär. Jede Bindung zum Volkslied, alles Hymnenhafte fehlt ihr. Sie ist voll privater Affekte, voller Gefühlchen, voll zartester Nervenpunktmassage. Mit einem Wort: Typische Salonkunst, dekadent, kultiviert und aristokratisch. Phantastische Vorstellung, daß etwa eine Revolutionsfeier mit Feinbergscher Musik begleitet würde. Was hier entstand, gleicht mehr den Resultaten einer zermürbten bürgerlichen Psychoanalyse der Dekadenz als denen eines "sozialisierten" Volkes. Dieser Stil der Entrückung, der Erdenferne, der äußersten psychologischen Zerfaserung, stünde er, sagt man sich, dem Emigrantentum nicht besser an als den Jungen im Land selbst? Und doch sind es gerade diese, die ihn kultivieren.

Unerklärliches Phänomen? Es wird späteren Generationen vorbehalten sein die geheimen Gründe dieser seltsamen, erschreckenden Umkehrung unserer Begriffe zu untersuchen. Wir Heutigen können diese, mit Enttäuschung und Bedauern, lediglich feststellen.

Das Emigrantentum, das durch Strawinskij und Prokowjew musikalisch repräsentiert wird, hat sich vorwiegend von Frankreich angezogen gefühlt. Es gibt indes auch in Deutschland noch eine respektable Anzahl zugezogener Russen teils sozialistischer teils reaktionärer Gesinnung. Unter ihnen beginnt sich jetzt in Berlin ein junger Komponist einen Namen zu machen, der als revolutionärer Emigrant eine Sonderstellung einnimmt. Wladimir Vogel, seit gut 10 Jahren in Deutschland ansässig, empfing als Knabe entscheidende Eindrücke durch die Bekanntschaft mit Skrjabin, kam aber später in Berlin in den Schülerkreis Ferruccio Busonis. Von ihm erhielt seine, in der Anlage grüblerische, dem Metaphysischen zugeneigte Natur romanische Einflüsse, die zweifellos seine Musik mehr dem Lichten, Lebendigen zuführten. Heute, als ausgereifter Dreißiger, hat er seinen eigenen Stil gefunden, einen zwar noch schweren, analytischen, doch dem Sozialen in der Idee schon zugeneigten Stil. Vogel hat nicht die leichte gassenhauerische Hand Strawinskis, er bleibt durchaus seriöser Musiker im alten Sinn, steht aber der Esoterik Feinbergs oder Alexandrows fern. Seine Arbeiten, von denen nur ein Streichquartett, eine Komposition für 1 und 2 Klaviere und eine Sinfonia fugata erwähnt seien, sind stilistisch sehr interessant und sogar bedeutend.

Inzwischen aber scheint man in Rußland das Versagen der musikalischen Produktion bemerkt zu haben. Man schlägt nun den einzig richtigen Weg ein zu einer eigenen Musik zu gelangen, indem man zunächst rein deskriptiv Volkslieder sammelt. Musiker werden in entlegene Landschaften geschickt, lediglich zu dem Zweck folkloristisches Material zu notieren und zu phonographieren. Wir hatten in Berlin Gelegenheit einige Resultate dieser folkloristischen Streifzüge kennenzulernen. Die Vorführungen des Professors Ljubimow, in denen kaukasische, sibirische und andere Volksmusiken in der Originalbesetzung gesungen und gespielt wurden, hinterließen tiefere und echtere Eindrücke als die gesamte russische Kunstmusik der Gegenwart.

Von hier führt ein Weg zu proletarischer Musikkultur. Aber nicht von den Laboratorien der neurussischen Schule.

HILTGART VIELHABER · GEORGES DUHAMEL

AUCH vor dem Krieg haben bei Kongressen und anderen Gelegenheiten französische Gelehrte bei uns und deutsche vor französischen Hörern gesprochen. Man war damals außerordentlich höflich. Manches, was schön klang und im Augenblick erfreute, blieb eben doch nur Form, der sie ganz erfüllende Inhalt fehlte. Selten hörte man ein wirklich offenes Wort wie das des greisen französischen Modernisten, des Abbés Loyson, auf dem Religionskongreß 1910, der im Berliner Landwehrkasino stattfand. Loyson sagte damals, er wäre beim Betreten dieser Räume vor den Kriegsdarstellungen zurückgebebt. Und er wies als Christ auf das eine hin, das alle Christen, auch die deutschen, gegen jede Feindschaft und gegen jeden Krieg der Zukunft vereinen müßte. Viele lauschten damals nur auf den edlen Fluß dieser Rede. In wenigen fand die leidenschaftliche Mahnung einen Nachhall. Allein, wenn jetzt Thomas Mann und Alfred Kerr in Paris sprachen, Henri Lichtenberger und jüngst Georges Duhamel bei uns, so sind diese Vorträge ganz anders als vor dem Krieg zu werten. Schweres liegt hinter uns, hinter beiden Nationen: Mißverständnis und Qual, Not und Tod, die ein Volk dem andern zufügte. Aber auch ein

Neues ist da: der Wille zu überbrücken. Und da man, trotz allen tönenden Worten zuvor, sich nachher dann so grimmig haßte, so sucht man jetzt große Schlichtheit im gegenseitigen Verkehr, Klarheit und Wahrhaftigkeit. Man mag sich selbst nicht fortwerfen. Man will den andern durch überlautes Lob nicht unterschätzen. So kann sich aus vorsichtigem Anfang allmählich ein *modus vivendi* bilden, der vielleicht wertvoller und dauerhafter wird als der zuvor bestehende. Vielleicht?

Georges Duhamel gehört zu den stärksten Persönlichkeiten des dichterischen Frankreichs unserer Tage. Nie wird man bei ihm vergessen, daß er Franzose ist. In Romanen und Gedichten, vor allem aber in seinen Dramen und kritischen Schriften bricht hier und dort immer wieder die souveräne Ironie des Franzosen durch. Aber es ist nicht das Suchen des Lächerlichen, das tötet, sondern mehr die sokratische Ironie, die das Unvollkommene alles Irdischen begriffen hat. Wer eine Gestalt schuf wie Salavin, Duhamels Lieblingsfigur, von der er sich nicht trennen kann, der wir stets in neuer Lebenslage, in größerer physischer und psychischer Not wiederbegegnen, der ist tief mit den dunklen Mächten des Schicksals vertraut und trägt als Mitempfindender schwer an der Unabwendbarkeit alles menschlichen Leids. Duhamel begreift das Kosmische in der Verpflichtung und dem Willen zum eigenen Geschick.

Gerade in den Werken, die Louis Salavin betreffen, drängt sich oft die Verwandtschaft mit Dostojewskij auf: in der Selbstanalyse, sogar zuweilen in der Darstellung, so in der *Confession à minuit*, in *Deux hommes*, im *Journal de Salavin* und in der Skizze *Nouvelle rencontre de Salavin*. Dennoch empfindet man auch gleich die wesentliche Artverschiedenheit, die aus dem mehr aktiven Temperament des Franzosen hervorgeht. Louis Salavin ist Bureauangestellter. Eines Tages hat er eine Mission bei seinem Chef. Er liefert die Akten ab und wartet hinter ihm stehend auf Entscheid. Da packt es ihn: ungewollt, fast unbewußt. Das dicke Ohr, der fleischige Nacken mit den dunklen Flecken vor ihm, ziehen ihn magisch an. Er muß das berühren, nur berühren. Und schon ist sein Schicksal besiegelt. Der empörte Chef glaubt sich in Gefahr, greift nach der Pistole und läutet das Personal herbei. In wenigen Minuten steht Salavin auf der Straße, ledig seiner Stellung, die ihm den Unterhalt verschaffte. So lebt er nun, das heißt, er vegetiert weiter von der kleinen Rente seiner Mutter, der diese dann durch Heimarbeit nachhelfen muß. Salavin liegt auf dem Kanapee und denkt, oder eigentlich es denkt und wühlt in ihm. Und doch kann er sich nicht aufraffen. Schließlich will er ernsthaft eine Stellung suchen. Einen Tag hofft er und wird wieder enttäuscht. Einmal folgt er der Aufforderung eines zufällig auf der Straße Gefundenen auch in einer Schreibstube Kopierarbeit zu leisten. Allein die Umgebung von Schmutz, Gestank und hoffnungslosem Elend bringt ihn vollends zur Verzweiflung. Diesem Abgrund menschlichen Daseins ist er noch nicht gewachsen. Er weiß nur: Dorthin kann er nicht zurückkehren. Dennoch deuten schon Zeichen auf eine spätere Umwandlung nach dieser Richtung hin. Er liebt den abgetragenen Sommerrock mehr als das bessere Winterjacket, weil er so unbemerkter durch die Menge gehen kann. Auch quält ihn hier schon die plötzliche Vorstellung von dem Tod der Mutter, der ihm den Nießbrauch ihrer Rente sichern würde. Er malt sich seine Lebenshaltung aus, die größere Freiheit, die er dann haben würde. Man ahnt die Anfechtungen des »Heiligen«, der Salavin dann im *Journal de Salavin* als das ihm

adäquate Ideal vorschwebt. Allein zwischen der Confession und dem Journal liegt noch jenes unwahrscheinlich schöne Buch *Deux hommes*, die Erzählung von einer Männerfreundschaft, die Salavin in wieder neuem Licht zeigt. Der unscheinbar Gekleidete, Einsame, der das Mißtrauen zu sich selbst ständig als zehrende Wunde empfindet, sieht zufällig in seinem Mittagslokal den andern, der glücklich, lebensvoll und einig mit sich und seiner Umgebung lebt. Und nun wirkt plötzlich die Notwendigkeit zum Ausgleich als Anziehung zwischen den beiden. Edouard empfindet auf einmal das Lächerliche, wenn man mit lauter Stimme dem Kellner seine Wünsche zuruft. Er mag sich vor dem Fremden, der ihn gleich interessiert, nicht diese Blöße geben. Sie finden sich. Edouard verzichtet auf den Umgang mit den Freunden und Arbeitsgenossen und isoliert sich immer mehr mit Salavin. Und die Beziehung zwischen beiden, obwohl sie Freundschaft bleibt, gewinnt die Zartheit eines Liebesbunds. Edouard kommt ständig auch in seiner Lebensstellung voran, und was ihm zuteil wird, freut ihn um des Freundes willen. Aber Salavin ist zu unglücklich und zu fein organisiert, zu sehr zur Einsamkeit verdammt von langem Leiden. Die bestgemeinte Fürsorge wirkt nur als Vergewaltigung auf ihn. Er kann sie auf die Dauer nicht ertragen. So drängt er zum Bruch blutenden Herzens und harrt dann sehnsuchtsvoll (wie der verstoßene Freund auf ihn), daß Edouard den Weg zurück findet. Aber Salavin bleibt allein auf sich angewiesen für den großen Seelenkampf mit seinem Schicksal. Diesen erleben wir nun im *Journal de Salavin*. Die Menschen enttäuschen ihn weiter, und er täuscht sich im Menschen. Der unsympathische Kollege, den er innerlich des Diebstahls zeiht, ist der Ehrliche, der von ihm wohlgelittene Laufbursche der Dieb. Sein Verhältnis zur Frau und Mutter quält ihn. Ihn quält das falsche Bild, das sie sich nach seiner Meinung von ihm machen. Um seinem Leben einen Sinn zu geben, um einen Zweck zu haben, für den er lebt, beschließt nun Salavin ein Heiliger zu werden. Der muß ertragen können, was ihn herabwürdigt, ja er muß beglückt aus jeglicher Kränkung hervorgehen. Noch scheut er das bedeutungsvolle Wort Heiliger zu schreiben und setzt statt dessen »Tourist« in sein Tagebuch. Bald fallen diese Bedenken von ihm ab. Er bezieht ein einsames Zimmer, das fern von der Wohnung der Seinigen liegt. Dem diebischen Laufburschen, der ihn verfolgt, kann er, als Heiliger, seine Hilfe nicht versagen. Er hungert selbst. Bald aber leiden auch Frau und Mutter, denen er kein Geld mehr geben kann. Bis er zusammenbricht. Noch einmal finden wir ihn wieder in der Sammlung *Les hommes abandonnés* in der *Nouvelle rencontre de Salavin*. Hier ist nun bei den Obdachlosen seine Heimat. Der absolute Verzicht scheint vollbracht. Da narrt ihn ein Traum, der ihn zum Verbrecher macht und zeigt, wie ungelöste Widersprüche noch im Unbewußten seiner Seele schlummern. Sehnsucht und Herzensnot Salavins werden das Tiefste bleiben, was gerade wir Deutsche mit Duhamel erleben können.

Aber der Dichter hat noch andere Seiten, und der grenzenlosen Schwermut hält ein genußfroher Optimismus oft die Wage: Seit Generationen hat der kultivierte Franzose ein großes Interesse für Afrika. Man denke nur der langen und liebevollen Studien Flauberts zur *Salammbô* und der *Tentation de Saint-Antoine*. Dem heutigen Franzosen gibt der Besitz Marokkos die Möglichkeit auf eigenem Grund und Boden in eine fremde, künstlerisch stark erregende Volksart einzudringen. So schreibt auch Duhamel *Le prince Jaffar*.

Es ist kein Roman, mehr eine Zustandsschilderung, die aber so intuitiv wirkt, daß wir mit anderen Augen sehen, mit anderen Tastorganen fühlen, aus einer andern Moralität bewerten. Der Zauber orientalischer Farbigkeit, das Märchenhafte ihrer Märchen, das Lügenhafte ihrer Aussagen, das stets als Spiel und nie als Laster wirkt, die Anmut mancher Frau und aller Strolche und schließlich die Anpassung der Fremden an diese seltsame Umgebung: dies alles leuchtet und wärmt uns im Prince Jaffar. Und welcher Humor, wenn Duhamel dem Gebot des Propheten seine eigenartige Nutzenanwendung gegenüberstellt. Am Schluß dann, wie heimkehrend von allem bunten Spiel, schreibt er: »Ich empfand das Melancholische der Ewigkeit und meinte, es sei süß zu sterben . . . und hatte großes Mitleid mit Gott.«

Diese Schwermut bleibt der Grundzug des Wesens Duhamels. Sein Mitleid mit Gott oder mit der Vorsehung spricht auch aus allen seinen Büchern, die während des Kriegs entstanden sind: *La vie des martyrs*, *Civilisation*, *La possession du monde* und *Entretien dans le tumulte*.

Duhamel ist Arzt. Er hat als Chirurg, dicht hinter der Front, das große Morde mit erlebt und hat unablässig gearbeitet, um den »Märtyrern« ihr schweres Dasein zu erleichtern. Wie Unruhs Opfergang in seiner schlichten Wahrfähigkeit gerade bei unseren einstigen "Feinden" so tiefen Anklang findet, sprechen diese Kriegsbücher Duhamels besonders eindringlich zu uns. Wie anders sind die leidenschaftlichen Anklagen in Marc Boassons Briefen *Au soir d'un monde*, oder *L'Allemagne devant l'humanité*, dieses Werk Péladans, das aus gekränkter Liebe entstand. In der *Vie des martyrs* gibt es keine Feindschaft zwischen den Nationen. Es gibt nur den verwundeten, verstümmelten Menschen, den Märtyrer unsäglicher Qual, die fremde Mächte über ihn herabbeschwören. Und es entsteht aus diesem Leid das Mitleiden, jenes unbeschreibliche Erlebnis zwischen Mensch und Mensch. Dabei fehlt jegliche Sentimentalität. Wie echt, der arme gute Junge, dem alle Du sagen, und der immer so tapfer die Klage niederhält. Nur im Augenblick der schmerzenden Erneuerung des Verbands wird es kritisch. Sein Schreien würde allen übrigen die eigenen Qualen fühlbar machen. Da trifft ihn das »Herr« und das »Sie« des Arztes, und er verstummt. Und jener andere. Viel hat er nicht zu sagen. Alles von Belang weiß man von ihm. Und doch, wenn der Arzt an seinem Bett gesessen hat und aufstehen will, bittet er noch ein wenig länger sich mit ihm unterhalten zu wollen. Was einer sagt, in diesem Buch, zählt fast gar nicht. Nur, wie einer trägt, wie er sich zu den Kameraden stellt, und wie er sich, schließlich überwunden, dem Tod ergibt, das ist das Wesentliche hier. In den anderen Bänden kommen auch andere Töne hervor: Ironie und Verachtung denen gegenüber, die unbehelligt in der Etappe oder unbesorgt daheim leben, die Konzertcafés bevölkern und vergessen können. Aber kein Wort wendet sich gegen die, die auf gegnerischer Seite kämpfen, und die gleichfalls nur Opfer und Märtyrer sind.

In einem andern Buch noch kommt der Mediziner Duhamel zu Wort. Aber da ist er der junge, im ersten Semester Studierende. Gerhart Hauptmann hat einmal im *Emanuel Quint* das Jahr 1890 als das bezeichnet, das den neuen Willen seiner literarischen Zeitgenossen dartut. Duhamel nimmt in der Einleitung zu *La pierre d'Horeb* das Jahr 1902-1903 für seine Generation in Anspruch. Damals ging ihr die Erkenntnis ihrer Sendung auf, und damals erschlossen sich ihr die neuen Ausblicke. Er schildert hier das Leben in der

Und sich selbst am Boden hingestreckt,
 Und die Spitalchirurgen, die Messer,
 Und die langen Tage im Bett.
 Aber wenn er all das beschreiben könnte,
 Wäre er ein Künstler.
 Doch wenn er ein Künstler wäre, gäbe es tiefere Wunden,
 Die er nicht beschreiben könnte.

Da ist die Stille eines großen Hasses
 Und die Stille einer großen Liebe
 Und die Stille eines tiefen Gemütsfriedens
 Und die Stille einer verbitterten Freundschaft
 Und die Stille einer geistigen Krisis,
 Durch die deine Seele, auserlesen gequält,
 Mit Visionen, die nicht ausgesprochen werden können,
 In ein Reich höhern Lebens wächst.
 Und da ist die Stille der Götter, die einander ohne Sprache verstehn,
 Da ist die Stille der Niederlage.
 Da ist die Stille derer, die unschuldig bestraft wurden;
 Da ist die Stille der Sterbenden, deren Hand
 Plötzlich die deine ergreift,
 Da ist die Stille zwischen Vater und Sohn,
 Wenn der Vater sein Leben nicht erklären kann,
 Obgleich er darum mißverstanden wird.

Da ist die Stille, die zwischen Mann und Weib tritt.
 Da ist die Stille derer, die versagt haben.
 Und die weite Stille, die zerbrochene Nationen
 Und besiegte Führer bedeckt.
 Da ist die Stille Lincolns,
 Der an die Armut seiner Jugend denkt,
 Und die Stille Napoléons
 Nach Waterloo.
 Und die Stille der Jeanne d'Arc,
 Die inmitten der Flammen »Gesegneter Jesus!« sagt
 Und in 2 Worten allen Schmerz und alle Hoffnung offenbart.
 Und da ist die Stille des Alters,
 Zu voll von Weisheit, als daß die Zunge
 In deutlichen Worten sie zu jenen äußerte,
 Die den großen Tag des Lebens nicht durchlebt haben.

Und da ist die Stille der Toten.
 Wenn wir, die wir im Leben sind,
 Von tiefen Erfahrungen nicht sprechen können,
 Warum wunderst du dich, daß die Toten
 Dir nichts vom Tode sagen?
 Ihre Stille wird gedeutet werden,
 Wenn wir uns ihnen nähern.



EMANUEL LASKER · ÜBER ÄSTHETIK DER MATHEMATIK



ÄSTHETISCHES ist nicht anders zu bestimmen als irgendein Gegenstand, der der Realität zugehört. Man findet ihn vor, so wird er Aufgabe; seine Definition ist vollendet, wenn man Merkmale anzeigt, durch die er sich bekundet, indem er Einfluß übt und so wirkt. Das Ästhetische erweist sich durch ein Gefallen oder Mißfallen; es ist eine der Seiten, wie wir auf einen Reiz reagieren. Von dieser Reaktion verschieden ist die der Billigung und Mißbilligung. Die eine bezeugt eine ästhetische Komponente, die andere eine ethische. Wir suchen das Angenehme, wir achten und würdigen, was wir billigen; nicht immer suchen wir, was wir billigen. Wollte man bei dieser Definition stehen bleiben, so würde man keinen Fortgang der Diskussion erzielen. Über den Geschmack ist nicht zu streiten. Daher kann man vom persönlichen Geschmack her keine Argumente herbeibringen. Aber es gibt so etwas wie einen überpersönlichen Geschmack. Auch er, als Ding der Wirklichkeit, bezeugt sich durch sein Wirken. Er formt nämlich den persönlichen Geschmack im Lauf der Generationen, etwa so wie die Kollektivseele die Seele des einzelnen. Und die Folge ist, daß das, was ihm entspricht, dauerhaft ist. Daß ein solcher überpersönlicher Geschmack keine bloße Einbildung, kein Hirngespinnst ist, erweist sich in der Mathematik fühlbar an deren Geschichte. Sie lehrt uns, daß ungemein viel von der Produktion der schöpferischen Geister vergeht, und daß das wenige, was die Zeiten überdauert, den Geist jedes Mathematikers, der sich in den klassischen Bau der Mathematik versenkt, zur Bewunderung, zum Entzücken hinreißt.

Hier denn ist eine erste Beziehung zwischen dem ästhetischen Wert und dem überpersönlichen Geschmack: Das, was Dauer hat, hat hohen ästhetischen Wert. Die fließende flüchtige Funktion des persönlichen Geschmacks wird also trotz der Verschiedenheit der persönlichen Geschmacksrichtungen durch Vermittlung einer Kollektivseele doch ein voller Erfolg. Der überpersönliche Geschmack folgt gewissen sehr einfachen Gesetzmäßigkeiten. Während aber im Leben und in der Kunst eine Gesetzmäßigkeit eher theoretisch als praktisch festgestellt werden kann, erlangt sie in Ansehung der Mathematik zwar nicht immer, aber doch oft, eine exakt bestimmbare Gestalt.

Das, was Dauer hat, zeichnet sich durch Ökonomie aus. Ökonomie in der Mathematik ist nun oft einfach durch Abzählen der benutzten Hilfsmittel bestimmbar. Als Beispiel mag jener Beweis des Pythagoräischen Lehrsatzes dienen, den Euklid bringt, und den man aus der Quarta her kennt. Er benutzt 14 Hilfslinien. Es genügt aber eine einzige Hilfslinie, nämlich das Lot von dem rechtwinkligen Eckpunkt auf die Hypotenuse. Sie zerlegt das ganze Dreieck in 2 ihm ähnliche. Die Summe der beiden Teile ist gleich dem Ganzen an Flächeninhalt, die Flächeninhalte ähnlicher Dreiecke aber verhalten sich wie Quadrate entsprechender Seiten. Also ist die Summe der Quadrate entsprechender Seiten der beiden Teildreiecke gleich dem Quadrat der entsprechenden Seite des ganzen Dreiecks. Wendet man dies auf die Hypotenusen der 3 ähnlichen Dreiecke an, so hat man den Satz des Pythagoras. Dieser Beweis, kann man einwenden, benutzt zwar nur eine Hilfslinie. Dagegen setzt er mehr Kenntnisse voraus als der Euklidische Beweis mit 14

Hilfslinien, der ja ohne den Begriff der ähnlichen Dreiecke auskommt. Gewiß. Aber Euklid bringt den Lehrsatz eben viel zu früh vor. Die Architektur seines Systems ist an dieser Stelle nicht ökonomisch, und so ist er zu einem unökonomischen Beweis gezwungen. Schopenhauer hat bekanntlich der ganzen Systematik des Euklid den Vorwurf gemacht, sie sei zu verzwickelt; die Euklidischen Lehrsätze ließen sich einfacher und zwingender aus der Anschauung herleiten. Die Anschauung lehrt uns, was ein Punkt ist, daß durch 2 Punkte eine Gerade geht, daß die gerade Strecke zwischen 2 Punkten die kürzeste Linie zwischen ihnen ist, und vieles mehr. Trotzdem ist sie methodisch nicht als Ersatz für die Systematik Euklids zu verwenden. Für die Konstruktion von Begriffen ist die Anschauung unabweislich, denn die Grundbegriffe stammen aus der Anschauung, sind nicht aus den Regeln der Logik abzuleiten. Für ihre Verknüpfung aber ist die Logik zuständig, während die Anschauung hierbei bald versagt, denn sie folgt den Verknüpfungen nur mit Mühe, und es ist nicht schwer durch Verknüpfungen die Anschauung zu betrügen, nach der selben Methode, die Aristoteles und nach ihm viele andere verwandt haben, um zu zeigen, daß die Sinne sich betrügen lassen. Der Ort der Funktion der Anschauung ist die Wirklichkeit, der Ort der Funktion der Logik ist die gesetzmäßige Verknüpfung.

Die Ökonomie eines Begriffs erhellt aus dessen Funktion. Es ist die Funktion des Begriffs das Mannigfaltige zu einen. In der Mathematik nun kann man den Grad der Mannigfaltigkeit, die ein Begriff zu verbinden und zu ordnen hat, abschätzen, wo nicht abmessen. Nehmen wir beispielsweise den Begriff der Sehne. Wo immer ein Kreis in seinem Verhältnis zu einer geraden Linie seiner Ebene betrachtet wird, drängt sich die Strecke der Geraden in den Vordergrund, die im Innern des Kreises liegt. Sie repräsentiert gleichsam das Gemeinsame zwischen den Grundbegriffen des Kreises und der Geraden. Die Mannigfaltigkeit aller Kreise einer Ebene und die Mannigfaltigkeit aller Geraden der selben Ebene beschreiben somit das Feld, auf dem der Begriff der Sehne funktioniert. Man hat in der Sehne das Beispiel eines Begriffs, dessen Konstruktion ökonomisch ist, denn sie verbraucht nur den logischen Urbegriff des gemeinsamen Inhalts, während seine Mannigfaltigkeit groß ist. Ein Begriff hat eine desto größere Mannigfaltigkeit, je größer die Mannigfaltigkeit der Änderungen, denen er widersteht. Um dies darzutun, sei noch einmal das Beispiel der Sehne betrachtet. Es gibt unendlich viele Kreise, die mit der selben Geraden die selbe Sehne erzeugen. Gewisse Änderungen des Kreises also ändern die Sehne noch nicht. Oder nehmen wir das Beispiel zweier Dreiecke, die kongruent sind. Man mag beide Dreiecke in ihrer Ebene beliebig verschieben, sofern sie dabei nur starr bleiben, bleiben sie auch kongruent. Auf dieser großen Mannigfaltigkeit möglicher Bewegungen des Dreiecks beruht die Ökonomie des Begriffs der Kongruenz. Bei ihrem weitem Fortschritt erschafft die Mathematik im 19. Jahrhundert den Begriff der Invarianz, um dieses Bleibende in der Veränderungen Flucht auszudrücken, und so entsteht eine ganze, große, fruchtbare Theorie, die der Invarianten.

Jene Leistung des Denkens, die man Klarheit nennt, wird in der Mathematik dort erreicht, wo die Bedingungen der Geltung eines Satzes vollständig und genau umschrieben sind. Diese Leistung, obwohl sie gebilligt und gewürdigt wird, ist ästhetisch so lange gleichgültig, als nicht das Gefühl für die Ökonomie des damit verknüpften Aufwands lebendig wird. Die Klarheit ist eine

Bedingung für das leichte Anknüpfen von Assoziationen. Erreichen diese eine Weite, beflügeln und erwärmen sie die Phantasie, geschieht dies alles wie spielerisch, so ist die ästhetische Wirkung sehr stark. Mangel an Ökonomie der Klarheit wird als ein Manko empfunden, zumindest in einem Gefühl des Unbehagens, das sich aber bis zur Revolte, zum Widerwillen steigern kann. Da nun Ökonomie auch Bedingung der Dauer einer Leistung ist, so haben wir in der Ökonomie der Klarheit des Verstehens nicht nur ein ästhetisches sondern auch ein pädagogisches Prinzip; strebt doch die Kunst des Pädagogen gewißlich über den gegenwärtigen Eindruck hinweg zum dauerbaren hin. Ich finde dies Prinzip, sei es ungekannt, sei es zu wenig beachtet, in der pädagogischen Methode unserer Schulen und Universitäten zu wenig befolgt und zu oft verletzt. Beispielsweise werden die Grundregeln der Algebra in der Schule autoritär behauptet, nicht zur Einsicht gebracht.

Sind die Bedingungen der Klarheit eines Lehrsatzes oder Begriffs oben richtig umrissen worden, so sind jene doch nicht die Bedingungen der Klarheit einer Aufgabe. Eine Aufgabe entsteht, ihrer Natur nach, im Lauf einer Entwicklung. Die Lösung soll eine Schwierigkeit überwinden, die man angetroffen hat, und die den bisher verwendeten Mitteln Widerstand geleistet hat. So geschieht es im Lauf der Entwicklung der Wissenschaft, und so wiederholt es sich im Lauf der Entwicklung des einzelnen. Daher gehört es zu den Bedingungen der Klarheit einer Aufgabe, daß der Ort, der Umstand und der Zweck der Aufgabe angegeben werden. In eine Geschichte, sei es die der Wissenschaft selbst oder die der Erziehung einer Klasse von Personen oder eines einzelnen, jedenfalls in einen geschichtlichen Fluß, paßt sich die Aufgabe ein, dort ist ihre Funktion, und dies muß die Stellung der Aufgabe zur Klarheit bringen. Dies nicht zu tun ist sogar ein ethischer Mangel, hinter dem sich allerlei minderwertige Gefühle verstecken. Es zu versuchen, aber unökonomisch auszuführen ist ästhetisch ein Fehler. Ich möchte, der Deutlichkeit halber, ein Beispiel aus der Praxis der Schulen geben. Unklar wäre

die folgende Aufgabe: Berechne $\frac{\sqrt{2}-1}{\sqrt{7}-\sqrt{5}}$. Der obigen Bedingung der Klarheit entspräche die folgende Fassung: Es seien x, y, z 3 positive irrationale Zahlen, die den Gleichungen $x^2 = 2, y^2 = 7, z^2 = 5$ genügen. Man zeige, daß der Bruch $\frac{x-1}{y-z}$ positiv ist, erweitere den Bruch, in dessen Nenner eine irrationale Zahl steht, so, daß im Nenner eine ganze Zahl erscheint und bestimme sodann diejenige ganze Zahl n , die bis auf $\frac{1}{2}$ dem irrationalen Wert des Bruchs am nächsten kommt. Diese Aufgabe ist klar, weil sie das Gebiet umschreibt, in dem die Aufgabe überhaupt Interesse hat, nämlich das Gebiet der irrationalen Zahlen, und innerhalb dieses Gedankenkreises das Ziel der leichten Berechenbarkeit eines verwickelten Bruchs verfolgt. Schön ist die Aufgabe freilich nicht; derlei Aufgaben werden aber leider im Übermaß gestellt, und, da sie noch dazu in ästhetisch unzureichender Weise formuliert werden, verwirren sie den armen Schüler völlig und lassen ihn vermuten, daß die Mathematik aus unverständlichen Zaubertricks besteht. Nicht nur die Lehrbücher und Lehrmethoden der Mathematiker verstoßen gegen die Forderungen der Klarheit von Aufgaben und der Ökonomie der Bezeichnung, selbst die von Akademien gestellten Preisaufgaben sind Sünden. Da wird etwa gefordert: eine gewisse Disziplin, etwa die der divergenten Reihen, sei

zu vervollkommen. Damit ist nichts gesagt, denn die Möglichkeiten zum Fortschritt sind unendlich vieldeutig. Fortschritt ist selbst nicht meßbar. Das Historische, aus dem die Aufgabe herauswächst, muß umrissen, das Ziel muß gesteckt, die Bezeichnung muß eindeutig, assoziativ und ökonomisch sein. Dann wird die Preiskommission nicht sagen müssen, die Aufgabe sei falsch verstanden und daher nicht behandelt worden. Wenn sie es sagt, ist die Stellung der Aufgabe zu tadeln. Aber, ach, wie oft hat die Preiskommission sich einer Verlegenheit mit solchem sie selbst inkriminierenden Urteil entzogen.

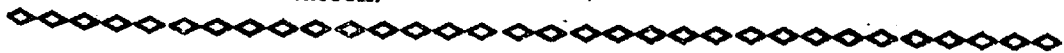
Die Aufgaben, die ästhetischen Wert beanspruchen, müssen eine *Leistung* vollbringen. Eine Aufgabe von ungefähr zu stellen ist wie eine Vergewaltigung. Die Aufgabe muß ihre Begründung haben, indem sie dem Bau der Mathematik dient. Wie der Architekt nicht vollendete Bauten hinstellt, ohne vielerlei Pläne, Skizzen, Versuche durchprobt zu haben, kann die Mathematik, wie die Jahrhunderte an ihr bauen, nicht errichtet werden ohne eine Unmenge von Anläufen, Experimenten, plastischen Formungen, die vergänglich sind, wiewohl dem Unvergänglichen dienend. In die Systematik des Baus der Mathematik muß jede Aufgabe hineinpasse, hineinstreben, und die größeren Mittel, die sie zur Verwendung stellt, zu größerer Leistung benutzen; denn darin besteht die Ökonomie einer Aufgabe. Es gibt eine Kunst sich selbst Aufgaben zu stellen, die die großen Forscher der Mathematik kennen und üben. Aber diese Kunst, in der Cauchy, Gauß, Abel, Riemann, Cantor Meister waren, wird nicht verstanden, nicht gewürdigt, denn sonst würde sie auch im kleinen geübt werden. Wie schön sind die Aufgaben, die aus dem Gebiet der ganzen Zahl und der mathematischen Spiele gestellt werden könnten. Wie regen sie die Phantasie, weil den Bautrieb, an. Wie häßlich, wie zufällig, wie unsystematisch, wie ohne Streben und Leben die Aufgaben der Lehrbücher. Man betrachte, als Beispiel für das Funktionieren des mathematischen Bautriebs, die Stufenreihe der folgenden Aufgaben. Es steht zu erweisen: 1. eine Quadratzahl ist entweder durch 9 teilbar oder läßt bei der Teilung durch 3 den Rest 1. 2. 2 Quadratzahlen, die keinen Teiler gemein haben, haben eine Summe, die nicht durch 3 teilbar ist. 3. Die Summe zweier Quadratzahlen, die keinen Teiler gemein haben, kann den Teiler 5 haben, doch nicht den Teiler 7. 4. Eine solche Summe kann den Teiler 2 haben und außerdem nur Primzahlteiler, die durch 4 geteilt, den Rest 1 lassen. 5. Keine Primzahl, die durch 4 dividiert Rest 3 läßt, ist Summe zweier Quadrate. 6. Jede Primzahl, die, durch 4 dividiert, Rest 1 läßt, ist Summe zweier Quadrate. 7. Diese Darstellung einer solchen Primzahl ist nur auf *eine* Weise möglich. Hier endlich ist ein Ruhepunkt des Bautriebs, freilich nur, wie immer, ein relativer. Die Hilfsmittel, die zum Beweis obiger 7 Sätze nötig sind, sind jene elementaren, die Euler in seiner Algebra verwendet hat.

Jene ästhetische Kategorie, die man Rhythmus nennt, spielt auch in die Mathematik hinein. Sie beruht, wie überall, auf der Wiederholung, und zwar von Begriffen oder Verknüpfungen oder Beweisarten oder der architektonischen Struktur. Einige dieser Rhythmen sind vor allen anderen gefällig. Der gefälligste hat die Form: Wenn A ist, so ist B , und wenn A nicht ist, so ist B nicht. Beispielsweise: Ein Produkt ungerader Zahlen ist ungerade; ein Produkt von Zahlen, die nicht alle ungerade sind, ist gerade. Eine andere angenehme Form: Wenn eine gewisse Funktion von A und B die Eigenschaft E hat, so hat A oder B die Eigenschaft E . Zum Beispiel: Ist ein Produkt von

Polynomen durch $x^2 - 2$ teilbar, so ist einer der Faktoren durch $x^2 - 2$ teilbar. Angenehm wirkt wiederum der Rhythmus: Wenn A zu B in Relation R , so auch B zu A in Relation R . Also etwa: Ist x eine beliebige ganze Zahl, so ist $x^2 - 7$ nie teilbar durch 5, und $x^2 - 5$ nie teilbar durch 7. Sätze ohne Rhythmus müssen viel leisten und sehr ökonomisch sein, um nicht trocken oder gar schleppend zu erscheinen.

Die Ökonomie, das heißt die Kunst mit geringstem Aufwand höchste Leistung zu erzielen, eine Leistung, die den unendlichen Bautrieb anregt und daher die Phantasie beflügelt, zuletzt der Rhythmus, der ebensowohl wie in unseren Ohren auch im Innersten unserer Vernunft braust, sind die Spenden ästhetischer Wirkung in der Mathematik. Fast gar nicht beteiligt dagegen ist, was der Mathematiker so oft sucht: die Verallgemeinerung. Gewiß, es gibt manchmal eine Ökonomie in der Verallgemeinerung. Hiervon ein Beispiel: Betrachte ich eine Reihe von positiven Zahlen, die immerfort abnehmen, und frage mich, wann deren Summe konvergent ist, so komme ich leicht auf die Bedingung, daß die Zahlen beliebig klein werden müssen; aber dies ist nicht ökonomisch. Die allgemeine Bedingung ist hier auch zugleich die ökonomische, nämlich, daß die n . Zahl der Reihe, mit n multipliziert, bei wachsendem n unter jeden Betrag fällt. Hier ist die Verallgemeinerung Fortschritt in der Richtung auf Ökonomie, denn der ökonomische Satz enthält unter sich, als Spezialfälle, die weniger ökonomischen. Anders beim Satz, der die Summe der Winkel eines ebenen n -Ecks liefert. Ästhetischen Wert hat hier nur der Satz, daß die Summe der Winkel eines Dreiecks gleich 2 Rechten ist. Der allgemeinere Satz, worin n beliebig, umschließt zwar logisch den speziellen, aber architektonisch folgt er aus dem Spezialfall $n = 3$, weil eigentlich kein neuer Gedanke, keine irgendwie fühlbare Leistung in der Verallgemeinerung steckt, so daß die größere Verwendung von Mitteln nicht berechtigt erscheint. Kurzum, die Verallgemeinerung als solche ist keine ästhetische Kategorie; entscheidend für ästhetischen Wert sind Aufwand und Leistung und Rhythmus im Gefüge des mathematischen Baus. Die Ökonomie von Aufwand und Leistung sowie der Rhythmus, dessen Herz auch im Gedanklichen schlägt, bestimmen das Schicksal eines mathematischen Werkes.

Der forschende Geist des Mathematikers hat nach allen Seiten hin unendlich viele Richtungen des Fortschritts vor sich. Er ist wie ein Wikinger, der auf schwankem Schiff einen unübersehbaren Ozean befährt. Wohin steuert er? Da kann ihm das ästhetische Gefühl als Kompaß dienen. Es zu entwickeln, zu hüten, zu pflegen muß seine Sorge sein. Die Sorge des mathematischen Geistes aber geht uns alle an. Die Mathematik ist eine unendliche Wissenschaft, die dem Erforscher der Wirklichkeit die ihm notwendigen Formen des Begreifens prägt. Das hat die Mathematik getan, seitdem gemessen und gebaut ward, seitdem Archimedes Naturgesetze formte, sie hat die theoretische Physik zusammengefügt, sie wird einmal der Biologie die neuen Formen zimmern, und dem Philosophen der Zukunft wird sie ein Lehrstoff sein, an dem er seine Kategorien und deren Leistung erprobt. Aber was uns alle angeht, muß in uns allen fest ruhen; denn nur, was in lebendige Seelen geschrieben ist, hat Dauer und Kraft. Daher wird mathematische Kultur, also auch Sinn für Ästhetik des Mathematischen, in der Erziehung eines jeden einen Platz finden müssen.



RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Ludwig Preller

Berufsausbildung

Die sozialpolitische Öffentlichkeit hat sich bisher in viel zu geringem Maß mit der Änderung in der innern Haltung der Arbeitgeber zum Problem Arbeitsmensch beschäftigt, auf die in dieser Rundschau bereits mehrfach hingewiesen wurde. Es ist aber unverkennbar, daß im Arbeitgeber die Erkenntnis von der Wichtigkeit der psychischen Seite des Faktors Arbeitskraft reift. Die Arbeit erscheint ihm nicht mehr als reiner Lohn-, das heißt Unkostenfaktor, sondern er erkennt, wie ausschlaggebend die innere Beziehung des Arbeiters zu seiner Arbeit, sozusagen sein ganzer psychischer Habitus, für Leistung und Qualität der Arbeit sind. Natürlich fand sich solche Erkenntnis auch schon früher bei einzelnen Unternehmern. Das Neue ist aber, daß man nunmehr systematisch an die Auswertung dieses Gedankens geht. Nun möchte man diese Entwicklung begrüßen, da es doch sicher nur wünschenswert sein kann, wenn künftig die bisher so bedauerlich vernachlässigte seelische Komponente im Arbeitsleben mehr beachtet wird. Es läßt sich gerade bei stark rationalisierter Arbeit eine ganze Reihe sehr wertvoller Erleichterungen aufführen, die sich lediglich aus der Beachtung der Psyche des Arbeitsmenschen ergeben. Der Weg der Arbeitgeber führt jedoch zu anderen Maßnahmen. Zwangsläufig, wie auch die Psychotechnik zunächst zu einer nur im Interesse des Privatkapitals, nicht aber der Volkswirtschaft gelegenen Spitzenauslese von Lehrlingen geführt hat, wird auch die Verwendung psychologischer Methoden im Arbeitsprozeß zu einem "Kampf um die Seele des Arbeiters". Es liegt eine ähnlich grundsätzliche Verkennung des Wesens und der Aufgaben des Einzelbetriebs vor wie bei der Fabrikpflege, sofern sie Familienfürsorge treibt, die eben unbedingt Sache der Allgemeinheit, der Gesellschaft, ist. So beschränken sich die systematischen Versuche der Arbeitgeber im Deutschen Institut für technische Arbeitsschulung, abgekürzt Dinta genannt, in Düsseldorf auch nicht auf den Arbeiter, soweit er im Betrieb Arbeit leistet, sondern suchen den ganzen Arbeitsmenschen vom Aufstehen bis

zum Insbettgehen, von der Wiege bis zum Grab für die Zwecke des Privatbetriebs zu erfassen. Vom Wunsch bis zum Gelingen ist es natürlich weit. Aber die Anfänge sind da. Erziehung heißt die Parole. Am meisten ausgebaut ist die Lehrlingerziehung. Sie befaßt sich mit dem Lehrling nicht nur zum Zweck seiner Berufsschulung, sondern sie leistet auch "körperliche Ertüchtigung": in vaterländischen Werkssportvereinen. Der Junge soll "wendig" werden, soll zu "intelligentem Gehorsam" erzogen werden, um so später ein brauchbares Mitglied des Betriebs zu sein. Es ist nicht zu verkennen, daß die Berufsausbildung des Instituts sehr Gutes leistet. Auch wissenschaftlich: Die berufskundlichen Blätter des dem Institut verpflichteten Professors Walter Poppelreuter sind äußerst brauchbar. Aber die Berufsausbildung des Dinta geht eben weiter und umfaßt den gesamten jungen Menschen, der tatsächlich von früh bis spät die ganzen Ausbildungsjahre hindurch einschließlich der Ferien stets unter Kontrolle und Beeinflussung des Werks steht, so daß ihm die Möglichkeit einer Verbindung mit den Gewerkschaften völlig genommen ist. Das Ziel ist die "Werkverbundenheit" des Arbeiters, im Hintergrund steht der gelbe Werkverein. Der erwachsene Arbeiter wird zurzeit vornehmlich durch Werkzeitungen erfaßt, die sehr geschickt so gehalten sind, daß sie bis in die Familie des Arbeiters hinein Interessantes bieten. Auch wird er über die Wirtschafts- und die politischen Vorgänge "aufgeklärt". In die Familie des Arbeiters dringt man aber weiterhin noch durch Koch- und Nähunterricht an die Töchter der Arbeiter ein; angeschlossen an die Vaterländischen Frauenvereine. Auch der alternde Arbeiter wird in Altersheimen erfaßt, in denen er seinen Kräften entsprechend beschäftigt wird. Das Ganze ist so gehalten, daß man sehr wohl zunächst glauben kann es mit erfreulichen sozialen Maßnahmen zu tun zu haben. Dieser Eindruck verflüchtigt sich allerdings bei näherem Zusehen. Der intelligente Gehorsam der Lehrlinge hat eine fatale Ähnlichkeit mit dem Drill des Militärs, der bekanntlich auch als nationale Erziehung angepriesen wurde. Und für alte und invalide Arbeiter ist es wohl sozialer die Renten zu erhöhen als solche armen Menschen, die bereits ihr ganzes Leben in ungeliebter Arbeit standen, nun auch noch

an ihrem schwer genug verdienten Lebensabend in die Fabrik zu stecken. So vorsichtig die Veröffentlichungen des Dinta auch gehalten sind, so können sie, wie die abschlußreiche Schrift Fritz Frickes Sie suchen die Seele! /Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes/ herausarbeitet, doch die wahren Ziele des Instituts nicht verbergen. »Der Arbeiter muß begreifen lernen, daß im Produktionsprozeß mehr gedient als verdient werden muß«, sagt der Leiter des Dinta, der Obergeringieur Carl Arnhold in Bonn. Oder: »Diese Seele gehört der Arbeit, die der Arbeiter bei uns findet, und darum gehört sie mir«, wie einer der Geburtshelfer des Instituts, der Professor Karl Dunkmann, ausführt, der denn im übrigen für die Behandlung der Arbeitermassen das Prinzip "Divide et impera!" aufstellt. Endlich sieht Carl Osthold in einer Programmschrift als Resultat der Dintazerziehung einen »Arbeitertyp, tüchtig, seines Wertes bewußt, auf die Besserung seiner Lebensverhältnisse durchaus bedacht, aber zu stolz und innerer Hemmungen voll sich in eine von heimlichem Haß vergiftete Oppositionsstellung zu seinem Werk treiben zu lassen«. Dies ist die übliche Terminologie völliger Verkennung der Ziele des Sozialismus wie der Freien Gewerkschaften, die auf das Ende des Weges; die gelben Werkvereine, mit Deutlichkeit hinweist. So sieht der Beobachter, wie eine richtige Erkenntnis, nämlich die der bedeutungsvollen psychischen Seite des Arbeitsfaktors, im Kampf der Klassen zu einem Instrument privatwirtschaftlicher Herrschaft geschärft wird. Der Staat kann da nicht tatenlos zusehen. Der ungeheure Wert und die Zukunftsmöglichkeiten, die in einer gesunden Berufsausbildung stecken, verlangen eine Nachprüfung, inwieweit diese in die Hand eines Vertragspartners, in diesem Fall des Arbeitgebers, gelegt werden kann. Die Ziele des Dinta, die in der Werksgemeinschaft gipfeln, stehen im Widerspruch zur heute anerkannten Maxime einer auf dem Kollektivwillen der Vertragsparteien, auf den Organisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber aufgebauten Sozialpolitik. Das gerade zur Behandlung stehende Berufsausbildungsgesetz bietet günstige Möglichkeit der Berufsausbildung eine sozialpolitisch erwünschte Richtung zu geben. Die Frage der vom Arbeitgeber eingerichteten Werksschulen und der vom Dinta betriebenen Berufsausbildung darf hierbei nicht unberücksichtigt bleiben.

Tagungen

Vom 27. bis zum 29. Juni 1927 tagte die *Internationale Vereinigung zur Bestgestaltung der Arbeit in Baveno /Italien/*. Eine Studienwoche, die voranging, brachte wertvolle Erörterungen über die Ermüdung bei der Arbeit. Auf dem 31. *Deutschen Krankenkassentag*, vom 24. bis zum 26. Juli in Königsberg, wurde die unter dem Stichwort Kalte Sozialisierung gegen die Krankenkassen betriebene Stimmungsmache auch von Arbeitgeberseite verurteilt. Auf der Jahresversammlung des *Reichsverbands der Deutschen Industrie*, die am 2. und 3. September in Frankfurt mit dem Thema Qualitätsarbeit abgehalten wurde, betonte man die Notwendigkeit eines stärkern Heranziehens auch der seelischen Arbeitskomponente zur produktiven Arbeitsgestaltung. Vom 14. bis zum 18. September tagte in Wien die *Internationale Vereinigung für sozialen Fortschritt*. Sie beschäftigte sich mit Fragen der Arbeitszeit, der Arbeitslosenversicherung, der Familienpolitik und der Wirkung der Rationalisierung auf die Sozialpolitik. Insbesondere dieses Thema hätte Anlaß zu fruchtbarer Förderung der vielen äußerst akuten Fragen auf diesem Gebiet geben können. Leider ging die Debatte nicht in die Tiefe, so daß nur eine allgemein gehaltene Resolution angenommen wurde, nicht aber der dringend nötige Appell an die Regierungen sich eingehend mit den Wirkungen der Rationalisierung auf Leben und Gesundheit der Arbeitnehmer zu beschäftigen erging. Die Jahreshauptversammlung der *Gesellschaft für Gewerbehygiene* am 30. September und 1. Oktober in Hamburg beschäftigte sich in der Hauptsache mit Fragen der Bedeutung der Beleuchtung für Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Arbeitnehmer. Zum erstenmal fand die Tagung des Verwaltungsrats des *Internationalen Arbeitsamts* vom 10. bis zum 15. Oktober in Berlin statt. Sie hatte den Bericht des Direktors Albert Thomas entgegenzunehmen, den Beschluß der Weltwirtschaftskonferenz auf Entsendung von Arbeitnehmervertretern in die beratende Wirtschaftskommission zu prüfen sowie die Tagesordnungen der Arbeitskonferenzen 1928 und 1929 festzusetzen. Die Entsendung von Arbeitnehmern in die Wirtschaftskommission des Völkerbunds stieß auf heftigen Widerstand der Arbeitnehmer selbst, da diese auf dem Standpunkt stehen, die Internationale Arbeitsorganisation sei eine sozialpoli-

tische Einrichtung sowohl der Arbeitnehmer wie der Arbeitgeber, weshalb von beiden Vertreter zu entsenden seien. Dieser grundsätzlich für das Wesen der Arbeitsorganisation sehr wichtige Einspruch der Arbeitnehmer wurde bezeichnenderweise auf Betreiben der Arbeitgeber abgelehnt. Auch die Festsetzung der Tagesordnungen für die weiteren Konferenzen ging nicht glatt vonstatten. Die nächste Verwaltungsratsstagung des Internationalen Arbeitsamts, vom 25. Januar bis zum 4. Februar, brachte einen Vorstoß der britischen Regierung gegen das Washingtoner Abkommen über den Achtstundentag. Die Auswirkungen dieses englischen Vorgehens bedrohen nicht nur die Arbeitszeitgestaltung in ganz Europa sondern schließlich auch das Internationale Arbeitsamt selbst.

Totenliste 2 bedeutende Vorkämpfer sozialistischer Sozialpolitik sind am Ende des Jahres 1927 verstorben: Hermann Silberschmidt und Hermann Molkenbuhr. Beiden haben die Sozialistischen Monatshefte bereits ausführliche Nachrufe gewidmet, so daß hier nur noch der Hinweis auf ihr sozialpolitisches Wirken übrig bleibt. Durch den Tod *Hermann Silberschmidts*, der am 3. Dezember im Alter von 61 Jahren einem Schlaganfall zum Opfer fiel, verlor die Partei ihren langjährigen bewährten Wohnungspolitiker, dessen Wirken, weit über die Kreise der Partei hinaus geschätzt, besonders dem Mieterschutz und der Siedlungspolitik galt. Er stand bei seinem Tod mitten im Kampf gegen die geplante Lockerung des Mieterschutzes. Sein verbindliches Wesen und seine Objektivität ließen ihn außerdem zum geborenen Schlichter in schwierigen Streitigkeiten werden. Als solcher wurde er daher von Arbeitnehmer- wie Arbeitgeberseite, aber auch von der Regierung in vielen Fällen angerufen. Und fast immer gelang es ihm die streitenden Parteien am Verhandlungstisch zu einer gemeinsamen Lösung zu bringen. In dem 76jährigen *Hermann Molkenbuhr* ging am 22. Dezember der eifrige Förderer der Sozialversicherung dahin. Als noch weite Kreise der Partei die Mitarbeit in der Sozialversicherung ablehnten, trat Molkenbuhr für die Betätigung in dieser mit dem Ziel ihrer Erweiterung und Verbesserung für die Arbeiterklasse ein. So ist denn der Ausbau der Krankenkassen vorzüglich seinem Wirken zuzuschreiben. Später wurde er in gleicher Weise der Vorkämpfer für die staatliche Arbeitslosenversicherung in-

nerhalb der Partei. Auch die Erreichung dieses Ziels war ihm noch zu sehen vergönnt. Als Beirat in der 1893 gegründeten Reichskommission für Arbeiterstatistik konnte er die großen sozialpolitischen Forschungsarbeiten dieser Kommission zu seinem Teil fördern. Den Verlust dieser beiden "Alten" der sozialpolitischen Garde wird die Partei nicht so bald verwinden können. Der Professor an der Berliner Technischen Hochschule *Konrad Hartmann*, der am 22. Dezember im Alter von 74 Jahren in Hannover starb, galt als ein hervorragender Fachmann der Technik des Arbeitsschutzes. Er war lange Zeit der technische Leiter der Berliner Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt, des jetzigen Deutschen Arbeitsschutzmuseums.

Kurze Chronik Die deutsche Verordnung über die *Verarbeitung von Zellhorn* in der Hausindustrie vom 4. Mai 1923 wurde am 29. Juni 1927 dahin geändert, daß die Be- und Verarbeitung von Filmen in der Hausindustrie aus Gründen der Feuersicherheit verboten wurde. ◊ Am 1. September wurde die Hausarbeit in der *Süß-, Back- und Teigwarenindustrie* aus hygienischen Gründen untersagt. ◊ Eine ernstliche sozialpolitische Kampfansage bedeutete die Weigerung der Großisenindustriellen die Verordnung über die *Arbeitszeit* in der Großisenindustrie vom 16. Juli 1927 fristgerecht durchzuführen. Sie drohten mit Stilllegung ihrer Betriebe, die eine Wirtschaftskrise hätte hervorrufen können. Der Reichsarbeitsminister verlangte endgültig unterm 12. Dezember die Beseitigung des Zweischichtensystems und ließ nur befristete Ausnahmen für diejenigen Stahl- und Walzwerke nach Prüfung durch die Gewerbeaufsichtsbehörden zu, die die geforderte Arbeitszeit erst nach einem grundlegenden Umbau ihrer Martin-, Elektro- oder Tiegelstahlöfen durchführen können. Die Industriellen haben sich diesem Bescheid getügt. ◊ Am 15. Dezember wurden die Präsidenten der *Landesarbeitsämter* ernannt. Die Bezirke dieser Ämter sind endgültig nach den Vorschlägen des Vorstands abgegrenzt worden. Damit sind zum erstenmal die Grenzen künftiger, rein nach wirtschaftlichen und sozialpolitischen Erwägungen gestalteter Reichsprovinzen angedeutet worden. ◊ Am 21. Dezember wurde das lang beratene 5. Gesetz zur Änderung des *Reichsvorsorgungsgesetzes* erlassen. Es bringt im wesentlichen Erhöhungen der Grund-

rente, der Pflegezulage, des Sterbegelds sowie Verbesserungen für Witwenrente und Elternbeihilfe. ◊ Am 1. Januar 1928 trat das Gesetz über die Krankenversicherung der Seeleute vom 16. Dezember 1927 in Kraft. Für die Seeleute wird in Hamburg eine besondere *Seekrankenkasse* errichtet, die die Besatzung aller deutschen Seefahrzeuge umfaßt. ◊ Am 15. Januar wurden im Deutschen Reich in der Arbeitslosenunterstützung 1 371 103, in der Krisenfürsorge 228 280, zusammen 1 599 383 Hauptunterstützungsempfänger gezählt. Es fragt sich, ob diese Steigerung der *Arbeitslosenzahlen* nur auf saisonmäßige Wintereinflüsse oder auf einen Konjunktumschwung hindeutet.

Literatur In der hier schon besprochenen, von Paul Arndt herausgegebenen *Heimarbeitsreihe* /Jena, Gustav Fischer/ (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 291 und 1927 II Seite 560 und folgende) veröffentlicht *Carl Hofmann* eine umfangreiche Untersuchung über die Hausweberei in Oberfranken. Auch in dieser sonst recht wertvollen Arbeit führt der völlige Mangel gesellschaftswirtschaftlicher Fragestellung des öitern zu bedauerlichen Fehlschlüssen. ◊ Wenn auch auf recht wenig umfangreichem Material (497 Personen), führt *Gustav Tonkow* eine interessante Studie über das Schicksal der *Schwerkriegsverletzten* in Hamburg durch /Rostock, Carl Hinstorff/. Auch der historisch-rechtliche Teil wird manchem als brauchbarer Führer dienen können. ◊ *Der Hartmannbund* veröffentlicht als Ergebnis eines Preisausschreibens die 5 preisgekrönten Arbeiten unter dem Titel *Die Bedeutung der freien Arztwahl in der deutschen Sozialversicherung* /Leipzig, Verlag des Verbandes der Ärzte Deutschlands/. Die Autoren wenden sich in dem auch für den Andersdenkenden interessanten Buch scharf gegen die "Sozialisierung der Ärzte". Die Überzeugungskraft ihrer Beweisführung leidet jedoch durchweg an einer peinlichen Vermischung von freier Arztwahl und Streben nach Beibehalten einer Privatpraxis. ◊ *Georg Goyan* beschrieb in enthusiastischer Weise das Leben *Friedrich Ozanams*, des Gründers der Wohltätigen Konferenzen vom Heiligen Vinzenz von Paul. Die Biographie war bestimmt die Heiligsprechung Ozanams vorzubereiten; sie erschien jetzt, von *Josef Sellmair* übersetzt, in einer deutschen Ausgabe /München, Josef Kösel & Friedrich Pustet/.

Kommunalsozialismus / Hugo Lindemann

Reichsbankpräsident und Kommunen Am 18. November 1927 hielt der Reichsbankpräsident Schacht in Bochum eine Rede, die berühmt geworden ist. Er richtete darin erneut einen scharfen Angriff gegen die Kommunen und ihre Finanzgebarung und schob ihnen eine Gefährdung der Währung zu, insofern sie für übermäßige Beanspruchung des ausländischen Kapitalmarkts verantwortlich zu machen seien. Die entscheidende Stelle aus dieser Rede sei hier angeführt: »Wenn die Städte jede Luxusausgabe beziehungsweise nicht dringliche Ausgaben unterlassen hätten, hätten sie wahrscheinlich nicht eine einzige kommunale Auslandsanleihe aufzunehmen brauchen. Es steht der Reichsbank selbstverständlich nur ein unvollkommener Ausschnitt aus den kommunalen Finanzziffern zur Verfügung, aber dieser Ausschnitt ist ausreichend, um zu erweisen, daß die seitens der deutschen Kommunen verausgabten Summen für den Bau von Stadien, Schwimmbädern, Grünanlagen, Schmuckflächen, für Gelände- und Güterkauf, Messegebäude, Festhallen, Hotelbauten, Bureauhäuser, Planetarien, Flugplätze, Theater- und Museumsbauten, für Kreditgewährung und Beteiligung in der Privatwirtschaft usw. einen Gesamtbetrag ergeben, der nicht weit hinter dem Gesamtbetrag der von den Städten aufgenommenen Auslandsanleihen zurückbleibt.« Also Stadien, Schwimmbäder und Grünanlagen sind für Schacht Luxus. Daß diese Einrichtungen dazu dienen die so sehr bedrohte körperliche Gesundheit und Kraft des deutschen Volkes zu erhalten und zu fördern, und daß die deutsche Arbeitskraft der entscheidende Faktor für die Fortexistenz Deutschlands ist, wird Schacht vielleicht zugeben. Wie kann er aber dann von Luxusausgaben reden? Gelände- und Güterkauf: Hat der Reichsbankpräsident niemals etwas von kommunaler Bodenpolitik gehört, über deren Notwendigkeit sich die kommunalen Sachverständigen aller Parteien einig sind? Flugplätze: Ohne diese gibt es keinen Flugverkehr. Will Schacht den deutschen Luftverkehr unmöglich machen? Denn ohne die Kommunen wäre es niemals gelungen die notwendigen Flugplätze zu schaffen. Theater- und Museumsbauten, Festhallen: Wie viele Millionen haben denn die deutschen Städte in diesen Jahren seit der Inflation dafür verbaut? Die Geringfügigkeit der Zahlen würde wahrschein-

lich erstaunen machen. Das gleiche gilt für Hotelbauten. Das Musterbeispiel, mit dem die ganze städtefeindliche Presse krebseht, ist der Duisburger Hotelbau, der wie der Oberbürgermeister Jarres in einer Pressekonferenz in Duisburg gelegentlich der Vorstandssitzung des Deutschen Städtetags ausführte, auf Anregung und unter entscheidender Mitwirkung der Duisburger Unternehmer beschlossen und ausgeführt wurde. Jarres machte auch darauf aufmerksam, daß die beiden oberen Stockwerke des Hotelbaus Abteilungen der städtischen Verwaltung beherbergen, für die andernfalls eine kostspielige Erweiterung des städtischen Verwaltungsgebäudes notwendig geworden wäre. Es war dem Reichsbankpräsidenten vorbehalten Bureauhäuser als Luxusausgaben zu bezeichnen. Er muß merkwürdige Auffassungen von dem Umfang der städtischen Verwaltung auch nur in Mittelstädten haben, wenn er glaubt, daß sie ihre Bureaus in einigen Mietwohnungen unterbringen könnten und dabei wesentlich billiger führen, als wenn sie ihre Betriebe in Bureaugebäuden konzentrieren, wie das die großen privaten Unternehmungen auch tun. Stärkere Bedenken kann man allerdings gegen den Bau von Planetarien und Messegebäuden erheben. Daß die ganze übermäßige Ausdehnung der Messen auf einer falschen Einschätzung der wirtschaftlichen Entwicklung beruht, mag man ruhig zugeben, und ebenfalls auch, daß eine gewisse Konkurrenz der Städte unter einander zu einigen überflüssigen Einrichtungen geführt hat. Aber diese irrtümliche Einschätzung haben doch nicht allein die Städte gehabt. Hinter den Städten stand in der Regel ihre Unternehmerschaft, und diese hat die Verwaltung vorwärts getrieben. Der Reichsbankpräsident täte also besser seine Angriffe nicht nur gegen die Städte sondern ebenso auch gegen die privaten Unternehmer zu richten. Das gilt insbesondere für den letzten Punkt seiner Aufzählung: Kreditgewährung und Beteiligung in der privaten Wirtschaft. Die unterstützten Unternehmer waren doch außerordentlich froh von den Städten Kredite zu bekommen. Und auch die Beteiligungen waren zum großen Teil nichts anderes als eine der Formen der Kreditgewährung. Vielleicht ist Schacht der Ansicht, daß es besser gewesen wäre, wenn diese Unterstützungsaktion der öffentlichen Körperschaften nicht stattgefunden hätte (übrigens sind es nicht nur die Gemeinden, sondern auch Reich und Länder, die hier in Be-

tracht kommen), und alle diese privaten Unternehmungen zusammengebrochen wären. Es ließen sich in der Tat für eine solche Auffassung gute Gründe anführen. Vielleicht hätte eine solche ungehemmte Katastrophe den Boden für einen zweckmäßigeren und solidern Aufbau der Wirtschaft gründlich gereinigt. Aber warum richtet dann der Reichsbankpräsident seine Angriffe nur gegen die Städte und nicht auch gegen das Reich, die Länder und vor allem auch gegen die privaten Unternehmer, die die Nutznießer dieser Aktion waren? Zahlen gab er nicht an. Die angegriffenen Städte waren ihm schon zugekommen und hatten bereits in den vom Städtetag herausgegebenen Mitteilungen am 18. Oktober 1927 einen zusammenfassenden Überblick über die Anleiheverschuldung der deutschen Gemeinden und ihrer Betriebe gegeben. War dem Reichsbankpräsidenten diese Zusammenstellung nicht bekannt? Das erscheint höchst unwahrscheinlich. Der Präsident des Deutschen Städtetags Oskar Mulert hob dann in seiner Antwort auf die Schachtsche Rede am 24. November in den Mitteilungen die Zahlen noch einmal klar und deutlich hervor. In der Zeit von der Wiederherstellung der Währung bis zum August respektive November 1927 sind von sämtlichen Gemeinden 518,83 respektive 548 Millionen Mark im Ausland aufgenommen worden. Das ist etwa ein Zehntel der auf $5\frac{1}{2}$ Milliarden veranschlagten deutschen Auslandsverschuldung. Man sieht, wie gering der Anteil der Kommunen ist. Die gesamte langfristige Verschuldung der Gemeinden beträgt rund 2,5 Milliarden Mark, der jährliche Zuwachs also im Durchschnitt der letzten 4 Jahre 625 Millionen, gegen 765 und 850 Millionen in den letzten beiden Jahren vor dem Krieg. Diese Verschuldung ist nicht groß, wenn man bedenkt, daß durch den Krieg und die Inflation die notwendigen Investitionen jahrelang aufgeschoben werden mußten, da keine Anleihen zu haben waren, auf der andern Seite aber durch die Kriegswirtschaft gerade die kommunalen Einrichtungen außerordentlich heruntergewirtschaftet waren und eine vollständige Reparatur nötig hatten. Auch die Rationalisierung der öffentlichen Wirtschaft ist nötig. Oder soll dieses Recht nur der privaten Wirtschaft zustehen? Die aufgenommenen Auslandsgelder sind produktiven Zwecken zugewendet worden, also für Umbau und Erweiterung von Elektrizitätswerken, Gaswerken, Wasserwerken, Hafenanlagen, Verkehrsmitteln usw. Da-

durch konnte man die Reinerträge beträchtlich steigern und so, wie Mulert mit Recht hervorhebt, eine Entlastung der Steuerzahler erreichen. Mulert prüft übrigens in seiner Antwort insbesondere noch die Behauptung des Reichsbankpräsidenten, daß der für diese Aufgaben aufgewandte Betrag nicht weit hinter dem Gesamtbetrag der von den Städten aufgenommenen Auslandsanleihen bleibe. Tatsächlich haben 21 Großstädte, die Auslandsanleihen im Gesamtbetrag von 406 Millionen Mark aufgenommen hatten, nur 77,39 Millionen für die von Schacht als Luxusausgaben bezeichneten Aufgaben verwandt, also 19 % des Auslandsanleihebetrags. Auch die Größe der kurzfristigen Verschuldung ist, wie Mulert in einem Vortrag vor der Bezirksgruppe Berlin des Reichsverbands der Deutschen Presse ausführte, außerordentlich übertrieben worden. Sie beträgt ungefähr 700 Millionen Mark, und zwar hat sich bei 59 Städten mit 80 000 und mehr Einwohnern eine schwebende Schuld von 525 Millionen Mark ergeben, bei 136 Städten zwischen 25. und 80 000 Einwohnern zirka 135 Millionen. Das ergibt zusammen 660 Millionen. Für die kleineren Gemeinden unter 25 000 Einwohnern nimmt der Städtetag eine kurzfristige Verschuldung von ungefähr 40 Millionen Mark an. In der Hauptzahl von 700 Millionen Mark sind auch die Bürgschaften, die für Kredite an die in Gesellschaftsform betriebenen städtischen Werke übernommen wurden, und die Schulden der städtischen Regiewerke enthalten. Etwa zwei Fünftel der schwebenden Schuld sind bei oder durch private Banken aufgenommen, ein etwas größerer Betrag bei den Girozentralen, Sparkassen, Landesbanken usw. Für die Sparkassenkredite besteht kein Konsolidierungsbedürfnis, da die durchschnittliche Inanspruchnahme der Sparkassen durch Kommunalkredite verhältnismäßig gering ist; sie belief sich am 31. Oktober 1927 auf 9,8 % der Spareinlagen, hat also die erlaubte Grenze der Beanspruchung bei weitem nicht erreicht. Diese kurzfristige Verschuldung der Städte ist übrigens keine neue Erscheinung. Es ist für sie immer unmöglich gewesen für die später durch Anleihen zu deckenden Ausgaben jeweils schon bei Beginn der Arbeiten eine langfristige Anleihe aufzunehmen, wenn das Bedürfnis auftauchte. Die Städte haben daher früher Anleiheprogramme für eine längere Reihe von Jahren aufgestellt, den Kreditbedarf für eine größere Gruppe von Aufgaben zu einer einheitlichen lang-

fristigen Anleihe zusammengefaßt und deren Begebung dann zum günstigsten Zeitpunkt vorgenommen. Zu diesen 700 Millionen Mark für die Konsolidierung der schwebenden Schuld tritt natürlich noch ein beträchtlicher Neubedarf hinzu, der durch den Ausbau der städtischen Unternehmungen erwächst und auch auf 700 Millionen Mark geschätzt wird. Mit der verschwenderischen Finanzgebarung begründet Schacht die Notwendigkeit einer zentralen Kontrolle über die lokalen Finanzen der Gemeinden. Das hat es früher auch schon einmal gegeben, allerdings in der Zeit des absoluten Polizeistaats, der die Kommunen zu untersten staatlichen Verwaltungsstellen degradiert hatte. Will sich der liberale Wirtschaftspolitiker Schacht aus "Haß der Städter" in die Arme des bankrotten polizeistaatlichen Absolutismus werfen? Der Tiefstand kommunaler Verwaltung verband sich damals mit dem Tiefstand aller öffentlichen Verwaltung und mit der vollständigen Stagnation aller privatwirtschaftlichen Tätigkeit. Die Katastrophe der Napoléonischen Kriege war die Folge dieser Wirtschaft. Locket das zur Wiederholung? Und wie denkt sich denn Schacht eine solche zentrale Kontrolle organisatorisch? Soll die Beratungsstelle diese neue Aufgabe übernehmen? Dann müßte sie ein in der Tat ungeheurer Behördenapparat werden. Gustaf Cassel legte dar, daß die Aufnahme von Auslandsanleihen durch die Kommunen, die infolge des hohen Kredits der Gemeinden billiger erfolgen könne als für die privaten Unternehmer, eine Verbilligung des ausländischen Kredits auch für die Privatwirtschaft bedeute. Es entbehrt nicht des Reizes, daß der schwedische liberale Wirtschaftspolitiker seinen Gesinnungsfreund in Deutschland darauf aufmerksam macht.

Preußen: Gemeindeverfassungsgesetz Da es bisher nicht gelungen ist die Entwürfe einer Städteordnung und einer Landgemeindeordnung im Preußischen Landtag durchzubringen, haben sich die Regierungsparteien entschlossen wenigstens einige dringliche Aufgaben durch ein besonderes Gesetz zu lösen. Sie brachten Anfang Dezember 1927 einen dahingehenden Entwurf ein, der am 27. Dezember Gesetz wurde und 3 wichtige Punkte regelt: 1. die Veränderung der Grenzen, 2. die Verfassung der Landbürgermeistereien im Rheinland und der Ämter in Westfalen und schließlich 3. die Auflösung der Gutsbezirke.

Veränderungen der Grenzen einer Stadt- oder Landgemeinde können aus Gründen des öffentlichen Wohls erfolgen und bedürfen eines Gesetzes, wenn hierdurch die Grenzen eines Stadt- oder Landkreises verändert werden, oder wenn eine Stadt durch die Erweiterung des Stadtgebiets die für das Ausscheiden aus dem Kreis maßgebende Einwohnerzahl erreicht; eines Beschlusses des Staatsministeriums, wenn eine Gemeinde ganz aufgelöst oder eine neue geschaffen wird; eines Beschlusses der Beschlußbehörde in allen übrigen Fällen.

Gründlich geändert wurde die Landgemeindeverfassung in Rheinland und Westfalen, insbesondere die Selbstverwaltung der Gemeinden sowie die Stellung und Rechte der Gemeindevorsteher und der Bürgermeister. Der Gemeindevorsteher ist in Zukunft auch in der Rheinprovinz der Gemeindevorstand und Vorsitzender in der Gemeindevertretung mit vollem Stimmrecht, während bisher dies in der Rheinprovinz der Bürgermeister des Amts war. Der Vorsitzende der Amtsversammlung wird in Zukunft von den Amtsverordneten gewählt. Besoldete Bürgermeister und Beigeordnete werden auf 12 Jahre, die Ehrenbürgermeister (in der Regel sollen solche bestellt werden) auf 6 Jahre, die unbesoldeten Beigeordneten nach jeder Neuwahl der Amtsvertretung gewählt. Durch Beschluß der Amtsvertretung können Selbstverwaltungsangelegenheiten der Gemeinden für das ganze Gebiet oder für Teile des Amts übernommen werden; sie gelten dann als gesetzliche Aufgaben des Amts gegenüber den zugehörigen Landgemeinden. Durch Amtssatzung kann eine Mitwirkung des Bürgermeisters bei der Bestellung des Haushaltsplans und der Jahresrechnung sowie bei der Verwaltung und Beaufsichtigung des Rechnungs- und Kassenwesens der einzelnen Landgemeinden in dem Umfang stattfinden, wie sie gemäß §§ 46, 48, 49 der Landgemeindeordnung für die Provinz Westfalen besteht. Politisch am wichtigsten ist der § 11, der die Auflösung der bestehenden selbständigen Gutsbezirke vorschreibt. Über die Art der Auflösung beschließt das Staatsministerium. Es setzt auch den Termin fest, bis zu dem durch den Kreis Ausschuß in jedem Kreis nach Anhörung der beteiligten Gemeinden und Gutsbesitzer ein Plan der Auflösung aufzustellen ist. Wird der Plan innerhalb dieser Frist nicht aufgestellt, entscheidet das Staatsministerium von Amts wegen. Auf Grund dieser Ermächtigung

des Gesetzes stellte das Staatsministerium einen verhältnismäßig kurzen Termin. Die Auflösung der Gutsbezirke und ihre Vereinigung mit anderen Gemeinden oder ihre Ausgestaltung zu neuen Gemeinden soll so schnell erfolgen, daß sich ihre Einwohner bei den nächsten Gemeindevahlen als vollberechtigte Gemeindeglieder beteiligen können. Damit wird endlich eine schwere Unterlassungsünde der ersten Ministerien nach dem Novemberumsturz gutgemacht.

Kurze Chronik In der *Interessengemeinschaft kommunaler Elektrizitätswerke* ist ein Versorgungsgebiet von 96 300 Quadratkilometer und 21 Millionen Einwohnern zusammengefaßt. Im Durchschnitt der Jahre 1925 und 1926 wurden 3,19 Milliarden Kilowattstunden elektrische Arbeit abgegeben, von denen 1,95 Milliarden in eigenen Werken erzeugt wurden. ◊ Von der Spitzenorganisation der deutschen Filmindustrie wird in einer Eingabe an den Steuerausschuß des Reichstags die Befreiung der Kinos, eventuell nur aller Kinoplätze mit einem Eintrittspreis bis zu 2 Mark, von der *Vergnügungssteuer* gefordert. Der Deutsche Städtetag macht in einer Gegeneingabe darauf aufmerksam, daß die Aufhebung der Kinosteuer mit einer Beseitigung der gesamten Vergnügungssteuer gleichbedeutend wäre, daß sie ferner nichts anderes als eine Subventionierung der Filmindustrie aus öffentlichen Mitteln darstelle, die sich mit der wachsenden Besucherzahl und zunehmender Kapitalinvestierung im Bau neuer Kinos nicht vereinbaren ließe, daß ferner aber die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Filmproduktion nicht durch diese Aufhebung der Vergnügungssteuer erreicht werden könne. ◊ Das Haushaltsjahr 1926-1927 endete in *Frankfurt* mit einem Defizit von 2 674 905 Mark. Trotz den Mehrerträgen von 6,87 Millionen Mark, die mit Ausnahme der Einkommen- und Körperschaftssteuer (Veranlagung nach dem Einkommen von 1925), der Vergnügungssteuer und der Getränkesteuer die Steuern ergaben, blieb noch dieser Fehlbetrag, da für Wohlfahrtspflege und Jugendfürsorge allein 5,7 Millionen, für staatliche Zwecke (Arbeitsamt, Polizeiverwaltung) 1,9 Millionen und für Unvorgesehenes (Notstandsarbeiten) 1,26 Millionen Mark Mehrausgaben notwendig wurden. ◊ Der *Wiener* Gemeinderat stiftete für 1928 wieder Preise von je 3000 Schilling für hervorragende Werke der Dichtung, Musik und bildenden Kunst.

Literatur Der Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter hat im Verlag seiner Kommunalpolitischen Abteilung in Berlin Urteile führender Kommunalpolitiker und leitender Fachmänner über die *Regiebetriebe der Gemeinden* zusammengestellt, in denen auf 4 Fragen eines Fragebogens Antwort gegeben wird: Ist es zweckmäßig für die Stadtverwaltung werbende Betriebe in eigener Regie zu betreiben? Welche Verwaltungsform ist am zweckmäßigsten? Sind gemischtwirtschaftliche Betriebe leistungsfähiger als reine Kommunalbetriebe? Sind Nebenbetriebe der Gas-, Wasser- oder Elektrizitätswerke vorteilhaft, und sollten sie mit dem Hauptwerk verbunden sein? Von den Gutachten sind einige sehr ausführlich, andere sehr kurz und auf engste Beantwortung der Fragen abgestellt. Besonders wertvoll sind unter den Technikern die Antworten Nüblings /Stuttgart/ und des Diplomingenieurs Scheuer /Landau/, unter den Verwaltungsleuten die des Bürgermeisters Holler /Offenburg/ und des Bürgermeisters Lindemann /Neumünster/. \diamond Die neuere Entwicklung des städtischen Fürsorgewesens ist der Gegenstand einer Dissertation *Brigitte Kühns*, die in ihrem Hauptteil das Fürsorgewesen in Leipzig, Zwickau und Borna, also einer Groß-, einer Mittel-, einer Kleinstadt, in den Jahren 1885 bis 1924 behandelt. Besonderes Interesse beansprucht der 3. Teil, in dem sich die Verfasserin mit dem Verhältnis des Fürsorgewesens zur Sozialpolitik beschäftigt und den Begriffen Sozialpolitik, Wohlfahrtspflege und Fürsorge ihre kritische Aufmerksamkeit zuwendet. Den Begriff der Wohlfahrtspflege lehnt sie als gänzlich unbrauchbar für jede wissenschaftliche Untersuchung ab. Unter sozialer Fürsorge versteht sie die Gesamtheit der öffentlichen Maßregeln, die durch Vorbeugung, Heilung oder Versorgung wirtschaftlichen, gesundheitlichen und geistig-seelischen Einzelnotständen begegnen wollen. Da sie mit Amonn das Ziel der Sozialpolitik darin sieht den materiellen Zusammenhang der Gesellschaft zu erhalten, dem sozialen Fürsorgewesen aber das gleiche Ziel zuschreibt, kommt sie dazu das Fürsorgewesen in die Sozialpolitik einzuordnen. Ihre Ausführungen krankten an einer falschen Abgrenzung der Sozialpolitik. Das Ziel den materiellen Zusammenhang in der Gesellschaft zu erhalten hat alle Staatspolitik. Damit kommen wir zu keiner Distinktion der verschiedenen sozialen Disziplinen.

Gewerkschaftsbewegung / Franz Große

Christliche Gewerkschaften Im Durchschnitt des Jahres 1926 zählte der Gesamtverband der Christlichen Gewerkschaften, der Deutsche Gewerkschaftsbund, in seinen 16 Gruppen 541 092 Mitglieder, gegenüber 606 289 im Jahr 1925. Es kommen weitere 111 950 Mitglieder der Verkehrs- und Staatsbedienstetenverbände neu hinzu, die bisher dem Gesamtverband deutscher Beamten- und Staatsbedienstetenverbände angehörten und sich nach dessen Anschluß an den Deutschen Beamtenbund dem Gesamtverband der Christlichen Gewerkschaften angeschlossen haben. Damit zählen diese in 26 Gruppen 653 042 Mitglieder. Von dem Rückgang von rund 65 000 Mitgliedern, der prozentual beträchtlich den Verlust des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes im selben Jahr übersteigt, sind am stärksten der Metallarbeiterverband mit einem Mitgliederverlust von 32 000 und der Textilarbeiterverband mit einem solchen von zirka 12 000 betroffen. Der Rückgang erklärt sich aus der Arbeitslosigkeit des Jahres 1926, die noch dazu im Rheinland und in Westfalen, in denen die christlichen Gewerkschaften ihren Ausgangspunkt und auch heute noch ihren stärksten Stützpunkt haben, stärker war als im übrigen Reichsgebiet. Unter den einzelnen Verbänden sind die stärksten der Bergarbeiterverband mit rund 96 000 Mitgliedern (der Freie Verband zählte deren 186 000), der Verband der Gärtner und Landarbeiter mit rund 80 000 (der Freie 159 000), der Metallarbeiterverband mit 77 243 (718 557), der Textilarbeiterverband mit 71 000 (296 287) Mitgliedern. Neben dem Deutschen Gewerkschaftsbund existiert ferner der Gesamtverband Deutscher Angestelltengewerkschaften als der Gesamtverband der Christlichen Angestelltenverbände. Er zählt nach den letzten Berichten rund 430 000 Mitglieder.

Eigenpublikationen Für jeden, der die Gewerkschaftsbewegung in ihrem Ausmaß, in ihrem Kampf und in der ständig wachsenden Anzahl ihrer Aufgaben kennen lernen will, ist es unerläßlich neben den Geschichtswerken Siegfried Nestriepkes, Karl Zwings und Jeanette Cassaus auch die Tätigkeits- und Geschäftsberichte der einzelnen Verbände gelegentlich zur Hand zu nehmen und sehr genau zu studieren. Er wird vielleicht im ersten Augenblick vor der Fülle der Zahlen, die ein solcher Geschäftsbericht enthält,

etwas verwirrt stehen, aber bald merken, wie gut und übersichtlich meist die Zusammenstellungen vorgenommen, und wie geschickt im textlichen Teil die wesentlichen Gesichtspunkte herausgehoben sind. Die deutschen Gewerkschaften haben ja von jeher die Bedeutung einer guten und zuverlässigen Statistik erkannt und gerade dieser Abteilung immer besondere Pflege und Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Wer sich beispielsweise mit Lohnstatistik beschäftigt, wird noch immer bei dem mangelhaften Ausbau einer amtlichen Lohnstatistik auf die Lohnstatistiken der Freien Gewerkschaften zurückgreifen müssen. Im allgemeinen sind die Jahrbücher der einzelnen Verbände in ihrem Aufbau und ihrer Anlage ungefähr gleich. Sie enthalten fast alle eine mehr oder minder ausführliche Darstellung der Lage der deutschen Wirtschaft wie der Weltwirtschaft und leiten dann zu der Wirtschaftslage des besondern Berufs über. Hier geben die Jahrbücher der großen Verbände oft ausgezeichnete Einblicke in die wirtschaftliche Situation einzelner Industriezweige. Es sei nur auf den Bericht über die Lage im Bergbau hingewiesen, wie er sich im Jahrbuch des Bergarbeiterverbands zeigt, aus dem man sich zum Beispiel schnell und gut über die Konzentrationsbestrebungen in der Montanindustrie orientieren kann. Sie geben dann meist ausführliche Auskunft über die Mitgliederbewegung, über die Verwendung der Beiträge und das Unterstützungswesen. Sehr ausführlich gehalten und hier meist in ihrer nüchternen Darstellung ein ganzes Stück moderner Wirtschaftsgeschichte widerspiegelnd sind die Berichte über die Arbeitskämpfe und Aussperrungen des Berichtsjahrs. Meist folgen noch Darstellungen der Bildungseinrichtungen und Berichte über die erfreulicherweise ständig stärker ausgebauten Jugendeinrichtungen. In dem letzten Jahrbuch des *Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes* ist reichlich die Hälfte mit Berichten über die Wirtschaftslage ausgefüllt. Dabei werden die Weltwirtschaftskonferenz in Genf und die deutsche Wirtschafts-enquete besonders eingehend gewürdigt. Die sozialpolitische Entwicklung der letzten Jahre, die Entwicklung des Arbeitsrechts nimmt naturgemäß einen sehr breiten Raum ein. Die Mitgliederzahl weist im Jahr 1926 einen leichten Rückgang auf; sie betrug Ende 1926 3933931 gegen 4182445 am Ende des Jahres 1925; inzwischen ist die Zahl des Jahres 1925 wieder erreicht und sogar bereits

überschritten. Die Verluste sind nicht einheitlich auf die einzelnen Verbände verteilt. Einige Verbände wiesen Gewinne auf, so der Verkehrsbund (23000), der Eisenbahnerverband (13000), der Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter (7000), während andere, insbesondere die, die stark unter der Depression des Jahres 1926 zu leiden hatten, starke Verluste erlitten, so insbesondere der Metallarbeiterverband (Verlust von 89000 Mitgliedern), der Landarbeiterverband (43000), der Holzarbeiterverband (31000) und der Textilarbeiterverband (28000). In der Frage der gewerkschaftlichen Verwaltung wird in dem Jahrbuch über einige erfreuliche Fortschritte berichtet. In 27 Verbänden mit 3,2 Millionen Mitgliedern ist das in Breslau beschlossene Einheitsmitgliedsbuch eingeführt worden. Von Oktober 1926 an wird in allen Verbänden ein einheitliches Eintrittsgeld erhoben, das für männliche Erwachsene 1 Mark, für weibliche Mitglieder und für Jugendliche 40 Pfennig beträgt. Auch für die Beiträge sind einheitliche Grundsätze gefunden, ebenso für das Unterstützungswesen, das noch eine große Zersplitterung und Uneinheitlichkeit aufweist. Die Statistik der Bildungseinrichtungen zeigt, daß die dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund angeschlossenen Gewerkschaften in den Jahren 1922 bis 1926 zusammen 479 Schüler in verschiedene Schulen entsandt haben. Davon entfielen 119 auf die Schule in Tinz, 246 auf die Akademie der Arbeit in Frankfurt, 94 auf die staatliche Wirtschaftsschule in Düsseldorf und 20 auf die Wirtschaftsschule in Berlin, die aber während der Jahre 1924 bis Oktober 1926 ihre Tätigkeit einstellen mußte und erst am 1. Oktober 1926 wieder eröffnet ist. Über die Erfahrungen, die mit den einzelnen Schülern gemacht sind, sind Umfragen bei den Verbänden veranstaltet. Die Urteile lauten verschieden, in der überragenden Mehrzahl recht günstig. Auf die Fülle des sonst in dem Bericht verarbeiteten Materials, auf die umfangreichen Lohn- und Arbeitslosenstatistiken, auf die Berichte über die Wohnungswirtschaft, die Bauhüttenbewegung, die Arbeiterbank, die Volksfürsorge und die Stellung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds zu den politischen Ereignissen kann nur hingewiesen und noch einmal betont werden, daß nirgends stärker als in diesem Jahrbuch der Charakter der Gewerkschaften als ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Wirtschaft sichtbar wird.

Der Jahresbericht über die Tätigkeit der Verbandsinstanzen des *Lederarbeiterverbands* 1926 /Berlin, H. Mahler/ zeigt, daß in der Lederbranche die Arbeitszeit im allgemeinen normal war, und Überstundenarbeit nur wenig geleistet wurde. Die Löhne haben gegenüber 1925 keine Änderung erfahren. Die Mitgliederzahl ist gefallen. Sie betrug im letzten Vierteljahr 1926 36 191 gegenüber 38 953 im 4. Vierteljahr 1925. Die Organisationsverhältnisse sind im allgemeinen günstig. Von Männern sind im Durchschnitt 78 %, von Frauen 66 % organisiert. Am Niederrhein und in Schlesien lagen die entsprechenden Zahlen stark unter dem Durchschnitt.

Das Jahrbuch 1926 des Verbands der *Maler* /Hamburg, O. Streine/ zeigt, daß die Mitgliederzahl des Verbands im 4. Quartal 1925 41 980, im 4. Quartal 1926 dagegen 42 640 Mitglieder aufweist. Die Löhne sind auch hier gegen das Jahr 1925 nicht geändert.

Der Geschäftsbericht 1926 des Verbands der *Gemeinde- und Staatsarbeiter* /Berlin, Selbstverlag/ unterscheidet zwischen buchmäßigen und zahlenden Mitgliedern. Bei den erstgenannten ist eine Zunahme von 4 %, von 200 700 im Jahr 1925 auf 208 700 im Jahr 1926, verzeichnet, bei den zahlenden eine Zunahme von 8 %, von 182 800 auf 197 400. Das Organisationsgebiet des Verbands erstreckt sich auf die kommunalen, Staats- und Reichsverwaltungsgebiete. Insgesamt werden 302 500 Beschäftigte in diesen Betrieben gezählt. Danach beträgt das Organisationsverhältnis im Durchschnitt 66 %, 4,2 %, 12860 Mitglieder, entfallen außerdem auf die Christlichen Gewerkschaften. Besondere Sorgfalt verwendet der Verband auf die Bildungsfrage. So hat er einen eigenen Bildungssekretär angestellt, und er veranstaltet 14tägige Sommer- und Winterkurse, die der Schulung der Funktionäre und Mitglieder, vor allem auf dem Gebiet der Wirtschaftswissenschaften, dienen.

Auf das außerordentlich reichhaltige, 347 Seiten Text und ein besonderes Tabellenmaterial auf 30 Seiten enthaltende Jahrbuch des Verbands der *Bergarbeiter* Deutschlands /Bochum, H. Hansmann & Co./ wurde oben schon hingewiesen. Auch dieser Verband weist im Jahr 1926 einen leichten Verlust an Mitgliedern (zirka 3000) auf. Ausführlich ist die Frage des Zusammenarbeitens mit den Betriebsräten behandelt. Von 5900 Arbeitsratsmitgliedern im gesamten Bergbau gehörten 77,2 % den Freien, 16,1 % den Christlichen und 1,2 % den

Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften, ferner 0,4 % der Polnischen Berufsvereinigung, 1,1 % den Syndikalisten, 1,2 % gelben Werkvereinen und 2,9 % sonstigen Verbänden an. In diesen Zahlen wird die überragende Bedeutung der Freien Gewerkschaften klar.

Auch der Jahresbericht 1926 des Gewerkschaftsbundes der *Angestellten* /Berlin, Sieben-Stäbe-Verlagsgesellschaft/ unterscheidet sich in seinem gesamten Aufbau nicht allzu sehr von den Berichten der Freien Gewerkschaften. Nur werden die wirtschaftlichen Vorgänge des Jahres nicht so eingehend und gründlich dargestellt. Ausführlich sind die Sozialpolitik und die Fragen des Arbeitsrechts behandelt. In dem Abschnitt über die Bildungsarbeit wird der Gegensatz zu den in der letzten Zielsetzung auf eine Umgestaltung der Wirtschaft gerichteten Freien Gewerkschaften besonders deutlich. Das Ziel der Bildungsarbeit wird folgendermaßen umrissen: »Es gilt also sich dasjenige Maß von Allgemeinbildung, Wissen und Können anzueignen, das zur Mitarbeit am Volkswohl befähigt. Das müßte Ziel jeder Bildungseinrichtung sein.« Und an anderer Stelle heißt es: »Das Verlangen der arbeitenden Schichten nach Teilnahme an den Kulturgütern ist aus dem natürlichen Bestreben heraus entstanden vorwärts zu kommen und aufwärts zu steigen.« So spielt auch hier, ähnlich wie bei dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband, die berufsbildende Arbeit, die es dem einzelnen ermöglicht in seinem Beruf aufzusteigen, die wesentlichste Rolle bei aller Bildungsarbeit. Im weitern sollen dann die einzelnen zum Dienst an der Volksgemeinschaft herangebildet werden. Von den Freien Gewerkschaften und besonders von den Angestelltenverbänden wird auch die berufsbildende Schulung nicht vernachlässigt werden dürfen. Die Zielsetzung für alle Bildungsarbeit wird aber hier immer doch die Ertüchtigung zum Kampf um eine neue sozialistische Wirtschaft sein müssen. Auch an der Stellungnahme zur "kalten" Sozialisierung wird die Stellung des Verbands deutlich. Diese wird gebilligt, sofern sie dazu dient die Allgemeinheit vor Bedrückung durch die Privatunternehmerschaft zu bewahren. Der Gewerkschafter aber wird in ihr immer eine Etappe auf dem Weg zur endgültigen Neuordnung der Gesellschaft sehen.

Durch Frische und Schwung der Darstellung hebt sich der Bericht des Vorstands des *Österreichischen Metallar-*

beiterverbands an den 14. Verbandstag in Wien über seine Tätigkeit in den Jahren 1924 bis 1926 /Wien, Selbstverlag/ von den zuweilen etwas schwerfällig geschriebenen deutschen Berichten ab. Er bringt eine sehr umfangreiche Darstellung der österreichischen Wirtschaftsentwicklung, die in der Erkenntnis gipfelt, daß die Sanierung Österreichs noch nicht endgültig abgeschlossen ist, und daß die österreichische Wirtschaft nur durch eine Erhöhung der Kaufkraft der konsumierenden Bevölkerung (also durch höhere Entlohnung) und durch eine Vergrößerung des freien Markts (also durch den Anschluß an Deutschland) gerettet werden kann. Der Metallindustrie gehörten im Jahr 1926 167 900 Arbeiter an, davon waren im Verband 114 389, also 68,12 %, organisiert. In Wien, auf das 96 000 Metallarbeiter entfallen, betrug das Organisationsverhältnis 75,7 %, in Wiener Neustadt mit 17 000 Arbeitern sogar 87,5 %; dagegen war es in Graz mit 33,18 % von 22 500 Arbeitern beträchtlich geringer. Umfangreiche Statistiken über Arbeitslosigkeit und Lebenshaltungskosten und sehr eingehende Darstellungen der Arbeitskämpfe in den Berichtsjahren ergänzen und vervollständigen das Bild, das wir aus diesem Bericht von der österreichischen Wirtschaft und von einem der wesentlichsten österreichischen Gewerkschaftsverbände gewinnen.

Die Verbände kommen immer mehr dazu auf ihren Verbandstagen gehaltene wertvolle *Referate* der breiteren Öffentlichkeit in Form kleiner Broschüren zugänglich zu machen. So veröffentlichte der Malerverband (außer dem Protokoll der Verhandlungen) in dieser Form ein auf seinem letzten Verbandstag vom 13. bis zum 17. Juni gehaltenes Referat Robert Schmidts Die allgemeine Wirtschaftslage und die Gewerkschaftsbewegung und ein Referat Paul Schwabes Der Stand und die Zukunft des Maler- und Lackierergewerbes, der Holzarbeiterverband ein Referat Erik Nöltings; eine knappe und gut orientierende Darlegung der verschiedenen Lohntheorien und der Bedeutung des Lohns als Konsumfaktor, ergänzt durch wesentliche Bemerkungen Fritz Tarnows.

Kurze Chronik Auch im 3. Vierteljahr 1927 ist die *Mitgliederzahl* der Freien Gewerkschaften wieder um 121 000 gestiegen, sie erreichte damit den Stand von 4 291 825 Mitgliedern. Seit Ende Dezember 1926 ist ein Steigen um 358 000 Mitglieder oder 9,1 %

zu verzeichnen. \diamond Am 25. und 26. November 1927 tagte der Große Ausschuß des Christlichen *Deutschen Gewerkschaftsbunds* in Hamburg. Theodor Brauer /Karlsruhe/ sprach über wirtschaftliche Entwicklung und Lohnpolitik. Im Anschluß daran wurde eine Resolution zur Lohnfrage angenommen, in der erklärt wird, daß im allgemeinen eine Erhöhung der Löhne bei dem Stand der deutschen Wirtschaft für diese durchaus zu ertragen sei und aus sozialen und staatspolitischen Gründen gefordert werden müsse. Für die Tarifverträge wird eine größere Beweglichkeit gewünscht, die es ermöglichen Sonderkonjunkturen auszunutzen. \diamond Vom 4. bis zum 14. Dezember tagte in Oslo der *norwegische Gewerkschaftskongreß*. Die Hoffnung, daß auf ihm der Anschluß der norwegischen Gewerkschaften an den Internationalen Gewerkschaftsbund vollzogen würde, hat sich nicht erfüllt. Man hat vielmehr beschlossen sich weder der Moskauer Internationale noch der Amsterdamer Internationale anzuschließen, dafür aber mit den Landeszentralen Rußlands, Dänemarks und Finnlands Fühlung zu nehmen, um mit diesen Gegenseitigkeitsverträge abzuschließen. Weiter tauchte auch die Idee eines Nordisch-Russischen Einheitskomitees auf. Die Bemerkungen des dänischen Vertreters auf dem Kongreß aber ließen keinen Zweifel darüber, daß nach den trüben Erfahrungen mit dem Englisch-Russischen Komitee in den übrigen skandinavischen Ländern keine Neigung zu einem solchen Vorgehen besteht. Auch die finnländischen Gewerkschaften werden hierbei den "radikalen" Norwegern keine Gefolgschaft leisten. \diamond Auf dem Kongreß der *estnischen Gewerkschaften*, der vom 6. bis zum 8. Januar 1928 in Tallinn abgehalten wurde, beschloß man die Gründung einer Landeszentrale und deren Anschluß an den Internationalen Gewerkschaftsbund. \diamond Der Bundesausschuß des *Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes* protestierte in einem Schreiben vom 18. Januar 1928 an den Reichswirtschaftsminister gegen eine Erhöhung der Eisenpreise. Es wird darauf hingewiesen, daß eine Eisenpreiserhöhung infolge ihrer Auswirkungen auf die Gesamtwirtschaft einen schweren Druck auf Löhne und Gehälter ausüben werde, weiter aber, daß im jetzigen Augenblick die Eisenpreiserhöhung als ein wohlberechneter Schlag gegen die Bestrebungen der Gewerkschaften, die die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Arbeitnehmer verbessern wollen, empfunden werden müssen.

Nationale Bewegung / Günter Keiser

China Seit zuerst die rücksichtslosen Durchdringungspraktiken des "roten Imperialismus" die Einheitsfront des Sunjatse-nismus zerschlagen, und dann die Intervention Japans in Schantung bei gleichzeitiger fortwährender Verstärkung der Schanghaikorps des Westens den 2. Nordstoß Tschiangkaischeks zum Scheitern brachte, kommt die nationale Bewegung in China nicht über immer neue und immer erfolglose Aktionsansätze hinaus, wenn sie nicht überhaupt bereits beim Programm steckenbleibt. Was heute in China kämpft, kämpft mit der Front nach innen, und das führt von selbst dazu, daß heute alle Parteien außen nur Hilfe und Duldung suchen, an Angriff nicht mehr denken können. Im Süden Chinas tobt offener Klassenkampf. Ursache ist, daß Boykotte, wilde und organisierte Streiks, sich überstürzende Finanz- und Sozialreformen der ersten Kuomintangregierung, terroristische Sozialisierungsversuche und Requisitionen der verschiedenen "kommunistischen" Zentren, Inflationen und Bandenwesen im Verein die gesamte jahrhundertalte wirtschaftliche und soziale Basis des Volks völlig zerrüttet und überall Arbeitslosigkeit, Hungersnot, Wucher und wirtschaftliche Anarchie ausgelöst haben. Solchen realen Gewalten gegenüber erlischt zunächst die Zugkraft der nationalen Idee. Die herrlichen Zeiten der Jugend, wo die Kuomintang glauben konnte die einzige Partei Chinas, ja die Repräsentation Chinas schlechthin zu sein und alle Klassen, Gruppen und Organisationen außer den paar "Militaristen" und "Compradoren" mit weitem Arm und gläubigem Herzen umfing, sind vorüber. Man muß heute um die Macht nach allen Seiten kämpfen, muß Zwang und Terror gegen frühere Freunde und Mitstreiter, ausüben, muß das Bewegen der Masse, durch das man sich hat hochtragen lassen, zu unterdrücken oder doch in Systeme schärfster Kontrolle zu fassen suchen und findet kaum Zeit die alte gläubige Theorie der neuen rauhen Wirklichkeit anzupassen, um nicht den Schein der Orthodoxie zu verlieren. Das soziale Programm wird bei diesem Neubildungsprozeß völlig entradikalisiert, und das nationale Programm tritt praktisch immer mehr in den Hintergrund, wenn es auch offiziell allen Wiederbelebungsversuchen der großen Einheit von einst zugrunde gelegt wird.

Im Norden wieder kämpfen unentwegt die Generale weiter um die Macht, aber auch im Süden werden mit dem fortschreitenden Chaos Ideen und Parteien immer mehr nur noch zu Vorwänden für Machtkämpfe von Ganz-, Halb- oder Viertelcäsaren. Was wunder, daß immer offener Tschangtsolin auf die Errichtung der Dynastie hinarbeitet und dazu zunächst einmal den Konfuzianismus, die jahrtausendealte Stütze der chinesischen Volks- und Staatsordnung, neu zu festigen sucht, was er, nicht ohne Recht, gleichfalls als eine nationale Tat empfindet und hinstellt.

Daraus wird ein weiteres deutlich: Je mehr Klassenkampf hier und politischer Machtkampf da den Boden Chinas aufwühlen, um so mehr wird dieser Bürgerkrieg zugleich zum Kulturkampf. Heilige, Sekten und Mönchsorden, Räuberbanden und Bauernwehren, geheimnisvolle oder offene Thronprätendenten und kriegerische Propheten drängen vor. Professoren und Studenten werden westlicher Gedanken wegen auf offener Straße gefoltert und hingerichtet, und junge Mädchen verfallen dem Massaker, weil sie kurze Haare tragen. Wenn auf der andern Seite die Nangkingregierung mit täglich neuen Gesetzentwürfen das öffentliche Leben zu verwestlichen sucht, indem sie Geschworenengerichte befiehlt, Reichssteuern und Einkommensteuern ankündigt, von denen Lehrer, Offiziere, Künstler befreit sein sollen, den Binnenzoll aufhebt, Maßnahmen gegen die lokalen Nebenregierungen der traditionsmächtigen Dorfsippenaristokratie trifft, den Zinssatz (20 %) diktiert usw., dann wirkt das wie ein Schwimmen gegen den Strom, zumal die Männer der Nationalregierung nur zu oft dabei den Sinn für die eigentlichen chinesischen Strukturgegebenheiten und auch jegliche praktisch-empirische Beamtentüchtigkeit vermissen lassen.

China ist, darin liegt auch seine einzigartige Größe, ja gar keine Nation im westlichen Sinn, sondern eine Kulturgemeinschaft, die sich über einen Erdteil spannt. Jede Erschütterung und Auflösung des politisch-sozialen Gefüges muß notwendig die divergierenden Kräfte und Sondertendenzen der Länder, in die sich dieser Erdteil wie jeder andere gliedert, wecken und stärken. Man achte nur darauf, wie alle Männer und Ideen Chinas heute landschaftlich verwurzelt sind und meistens bald fallen, wenn sie über den Raum hinaus, dem sie entstammt sind, Macht und Idee vorzutragen suchen.

Jungchina glaubte bislang, die nationale Aufgabe liege im Kampf um die äußere Freiheit des Reichs, die der Westen ihm seit 1840 Stück um Stück geraubt hat. Heute zeigt es sich, daß die nationale Aufgabe Jungchinas viel tiefer und schwerer ist. Nationen, große Nationen, werden nur aus Leid und Kampf geboren oder wiedergeboren. Das so sinnlos scheinende Chaos des heutigen Chinas hat in solch leidvollem Nationwerden seinen positiven Sinn.

Eine reale Gabe haben Chaos und Hungersnot der chinesischen Nation heute schon beschert: Sie trieben im letzten Jahr 2 oder 3 Millionen Menschen aus Zentralchina in die Mandchurei, und täglich sollen allein aus Schantung Zehntausende folgen. Unter den alten chinesischen Ansiedlern der Mandchurei wieder nehmen Wohlstand und wirtschaftliche Leistungskraft rapide zu. So erobert sich China mitten in tiefster nationaler Ohnmacht sein verlorenes Land auf seine Weise zurück.

Indien

Im Jahr 1920 wurde die Montaguereform für Indien erlassen, in der Großbritannien das Prinzip der Autokratie durch das Prinzip der »führenden Autorität« ersetzt, deren Aufgabe es sein soll »die Schritte Indiens auf den Weg zu führen, der es zur vollen Selbstregierung innerhalb des Imperiums bringen soll«. Für diese Zwischenzeit bis zur Erlangung des Dominialstatus wurde eine Verfassung dekretiert, die eine Aufteilung der gesamten Regierungsfunktionen in für die britische Verwaltung »reservierte« und an Selbstverwaltungskörper »übertragene« Funktionen vornahm, wobei freilich die Mitglieder der Selbstverwaltungsorgane zum Teil ernannt wurden, und die Wahl der nicht ernannten Vertreter nach höchst seltsamen und willkürlichen Methoden erfolgte.

Um nun festzustellen, wie diese neue Verfassung gewirkt hat, und wie die "Erziehung" Indiens eventuell weiter zu entwickeln sei, entsandte England jetzt eine Kommission unter Sir John Simon nach Indien. Die Tatsache, daß keine indischen Vertreter hinzugewählt wurden, löste in Indien helle Empörung aus. »Es ist Indiens, nicht Westminsters Aufgabe die Verfassung Indiens festzusetzen«, sagte Motilal Nehru, der Führer der radikalen Swaradschpartei, als er nach dem vergeblichen Versuch die englischen Linksparteien zu veranlassen ihre Delegierten aus der Kommission zurückzuziehen England verbittert verließ.

In Indien selbst führte die (vermutlich unbeabsichtigte) Brückierung Indiens zu einer unerwarteten Einigung fast aller Parteien. Die Swaradschisten beschloßen sofort die Kommission zu boykottieren, und ihr unter Drohung der Wiederaufnahme der Non-Cooperation-Formel Gandhis, die denkbar größten Schwierigkeiten zu bereiten; die Gemäßigten (Liberalen) schlossen sich dem Boykott an und sandten an alle Parteien und Organisationen die Aufforderung in einer eigenen Kommission gemeinsam den Entwurf einer Swaradschverfassung auszuarbeiten. Die Mohammedaner spalteten sich an dieser Frage; der eine Flügel schloß sich dem Boykott an, der andere konnte zu keiner einheitlichen Stellungnahme kommen. So tritt die Kommission zunächst einem sich fast vollkommen abschließenden Indien gegenüber. Denn selbst die Politiker Indiens, die an sich zur Mitarbeit im Interesse ihres Landes bereit wären, dürfen es bei der einheitlichen Volksmeinung nicht riskieren sich zur Verfügung zu stellen, wollen sie nicht jeden Einfluß verlieren. Die Ankunft der Kommission in Indien wurde durch 24stündige Ladenschließung und Protestdemonstrationen beantwortet, was naturgemäß zu mehr oder minder schweren und blutigen Tumulten führte.

Wieder einmal geht eine Welle nationalen Aufruhrs durch das 300-Millionen-Volk, wieder sind Verständigungs- und Ausgleichsmöglichkeiten vielleicht auf Jahre hinaus zerschlagen. Sicher wäre für die augenblickliche Lage Indiens eine offene Aufnahme der Kommission durch alle Parteien und aktive und realpolitische Zusammenarbeit mit ihr wertvoller und ergebnisreicher gewesen; doch ist es für die Zukunft Indiens vielleicht von größerem Wert, daß die Errichtung einer gemeinsamen Front gegen die Kommission endlich wieder auch alle jene nationalen Kräfte in Bewegung gebracht hat, die in der innern Einigung der Nation, in der An- und Ausgleichung der religiösen, sozialen und kulturellen Gegensätze, an denen das Land leidet, mit Recht die erste Aufgabe der nationalen Bewegung sehen.

Arabien

Ein Buch, das Aufsehen erregte: Der Aufstand in der Wüste, von T. E. Lawrence (ins Deutsche übertragen von Dagobert von Mikusch /Leipzig, Paul List/), zwingt erneut dazu die Frage aufzuwerfen, ob jener riesige arabische Raum, der wie eine Nabe Afrika und Asien verbindet, etwa

durch nationales Erwachen eine politische Einheit werden könnte. Das Lawrence'sche Buch ist ein typisches Kriegsbuch aus dem romantischen Genre. Es schildert, in packender und literarisch hervorragender Form, Taten und Erlebnisse eines Kriegssportmanns in einem Kleinkrieg um Brücken, Eisenbahnen, Wasserlöcher, Häfen, abgefangene Züge usw., um schließlich das schaurige Gemälde der erbarmungslosen Abmordung der geschlagenen und auf der Flucht völlig zerbröckelnden türkischen Armeen aufzurollen. In dieser Rundschau interessiert an dem Buch nur die politische Frage nach der nationalen Lebenskraft Arabiens. Lawrence scheint der Meinung zu sein, daß es allein die Idee eines geeinten nationalen Arabiens mit der wiedergewonnenen alten Hauptstadt Damaskus war, die es ihm, dem land- und blutsfremden Mann, ermöglichte aus isolierten Horden und Clans eine relativ große und schlagfertige Armee zu formen und mit ihr Arabien zu befreien. Demgegenüber finden sich aber in dem Buch selbst unzählige Belege dafür, daß das einende Element der von ihm entfachten Bewegung vor allem das unablässig strömende englische Gold war, dann die Chance großartiger Beute und die allen Hirten- und Nomadenvölkern vormittelalterlicher Struktur eigene wilde Lust an Krieg, Mord und Raub, gleichviel gegen wen. Die immer aufs neue, ja selbst mitten im Taumel der Eroberung von Damaskus aufbrechenden Zwistigkeiten und Spannungen zwischen den Stämmen und vor allem zwischen ihren Führern, die durch jahrhundertlanges gegenseitiges Befehden, Berauben und Ermorden tausendfach kreuz und quer unter einander verfeindet sind, zeigen zu deutlich, daß selbst wenn diese arabische Blutgemeinschaft nicht in tropische, subtropische und mediterrane Anwohner, in Wüsten-, Gebirgs-, Steppen- und Küstensiedler, in Nomaden, Hirten, Ackerbauer und städtische Handwerker, in Vertreter fast aller Kulturstufen der Menschheit zerfiel, es selbst dann zwischen diesen unzähligen Stämmen und Horden noch lange keine Einheit geben kann. Noch sind Boden und Überlieferung stärker als die Idee der Nation.

Aber ist nicht, so erhebt sich die Frage, Ibn Sauds und der Wahabiten jüngster sieghafter Stoß nach Schamar im Norden, El Hasa im Osten, und Hedschas im Westen eine neue Auswirkung der nationalarabischen Idee? Man darf das bezweifeln. Was Ibn Saud und die

Wahabiten treibt, ist Wille zu größtmöglicher Macht, nomadische Expansion, wie sie immer wieder in der Geschichte aus dem Schoß der Wüste nach den fruchtbareren Rändern vorgestoßen ist. Die Grenzen dieser Expansion liegen da, wo Wüstensteppe und damit Beduinentum ihr Ende haben. Die jüngsten Zusammenstöße mit dem Irak, wo Raubzüge wahabitischer Stämme auf irakisches Gebiet zu scharfen Strafexekutionen des Iraks führten, lehren das deutlich. Und dieses "Reich" Nedschd, das heute zwei Drittel des eigentlichen Arabiens umfaßt, ist ja auch nicht entfernt ein Staat in unserm Sinn, sondern nur eine Dynastie, zur Not ein Lehnsreich, eine Kriegergemeinschaft, und von all der gärenden Zwietracht durchzittert, die oben geschildert wurde. Ob die gesetzliche Einführung der puritanischen Sittenregeln der Wahabiten (Verbot zu trinken, zu rauchen, sich den Bart abzurasierern, Zins zu nehmen, Tote öffentlich zu betrauern usw.), die jüngst für die neuerobernten Gebiete erlassen wurden, die Einheitlichkeit des Reichs gerade fördern wird, ist sehr zu bezweifeln. Wie wenig "national" dieses Reich ist und seiner innern Verfassung nach nur sein kann, zeigt am besten der jüngst mit England abgeschlossene Vertrag von Dschiddah. (Den genauen Text dieses Vertrags findet man im 1. Heft der neuen Zeitschrift *Die islamitische Gegenwart* /Berlin, Verlag des Islamechos/, die auch sonst sehr gutes Material enthält.) Wenn auch England hier die Unabhängigkeit jenes Reichs anerkennt, und es ihm nicht gelang Ibn Saud zur offiziellen vertraglichen Anerkennung der 1925 vollzogenen Annexion von Maan und Akaba zu bewegen, der beiden nördlichen Hedschasstädte, die den Zugang vom Roten Meer zu dem Jordantal und Palästina blockieren, so mußte Ibn Saud sich doch verpflichten gegen den Iran und Transjordanien Frieden zu wahren, auch zu den britischen Schutzstaaten an der Ostküste Arabiens »freundliche und friedliche Beziehungen« zu unterhalten.

Wenn man also heute von einer arabischen Nationalbewegung spricht, so kann es sich nur um jene Ansätze arabischnationaler Gruppierung und Aktion handeln, die die Mandate aufweisen, und die sich vollkommen ohne jede wesentliche Beziehung zu dem beduinischen Arabertum und seinen Ordnungen entwickelt haben und entwickeln. Das Ziel der nationalen Bewegung ist hier in allen 4 Gebieten das gleiche: das

Mandatsverhältnis durch ein Vertragsverhältnis abzulösen und als Zeichen der eigenen Souveränität die Würde eines Völkerbundsstaats zu erreichen. In Syrien kämpft darüber hinaus die arabische Bewegung gegen die Teilung des Mandatsgebiets in 4 Scheinstaaen nach religiöser Sonderstruktur und postuliert Begriff und Existenz einer syrischen Nation über den Rassen und Religionen, wie sie gerade dies Land bekanntlich in Überzahl aufweist.

Während die syrische und palästinensische Nationalbewegung bisher so gut wie ohne jeden Erfolg kämpfte, hat die irakische unlängst einen Teil- oder richtiger einen Scheinerfolg zu verzeichnen. In einem, im Anschluß an die Europareise des Königs Feisal abgeschlossenen Vertrag erkennt England zwar die Unabhängigkeit des Irak de jure an und sagt unter vorsichtigen Kautelen seine Unterstützung bei einer Kandidatur zum Völkerbund für 1932 zu. Da aber de facto die englische Kontrolle unverändert bleibt, und durch die neuen reichen Ölfunde, die Bahnbau- und Pipelinepläne nach Palästina die englische Durchdringung immer fühlbarer wird, so stürzte das irakische Kabinett, das den Vertrag schloß, sofort bei seiner Heimkehr, und die Wogen der nationalen Erregung steigen hier ständig weiter.

Balkannationalismus — Daß junge Staaten immer einen leidenschaftlichen und grenzenlosen Nationalismus in sich tragen, ist ein notwendiges Ergebnis des Rausches der neuen Macht, eines Rausches, der um so exaltierter auftritt, als sich fast immer ein nicht eingestandenes Angst- und Unsicherheitsgefühl dahinter verbirgt. Sind nun aber nicht nur die Staatsgebilde sondern auch die sie schaffenden Völker in sozialkulturellem Sinn jung, dann wird der Nationalismus zumeist zum Exzeß ausarten, weil bei solchen Völkern die zivilisatorisch-humanitäre Tradition sowie die Selbstverständlichkeit des Rechtsstaatsbegriffs, die einzigen Gegengewichte gegen die primitive Auswirkung der nationalen Triebwelt, als Machtwille gegen alles und jedes Andersartige, völlig fehlen oder nur fremder, noch nicht assimilierter Import sind. Kommen zu solchen politisch-historischen Gegebenheiten noch die Rasseneigentümlichkeiten der Fanatik, Unduldsamkeit und Willkür hinzu, dann fallen vollends alle Voraussetzungen weg die nationalen Äußerungen solcher Völker mit westlichen Begriffen und

Vorstellungen zu werten und zu begreifen. Diese Form des Nationalismus sei als Balkannationalismus bezeichnet, was nicht besagt, daß sie auf den Balkan beschränkt ist. Die Ausdrucksformen dieser Art Nationalismus gegenüber den nationalen Minderheiten sind bei allen in Frage stehenden Völkern die gleichen und nur in Grad und Tempo der Durchführung verschieden. Oberste Idee ist überall der radikale Wille zur Homogenität um jeden Preis, zur Verschmelzung aller Bestandteile des Reichs, ob sie wollen oder nicht, zu einer in Sprache, Denken, Sitte, Wille und Idee einheitlichen Gemeinschaft, einer Verschmelzung freilich im Sinn einer völligen Ein- und Unterordnung alles Fremdstämmigen und Fremdkulturellen unter die als a priori höherwertig und bevorrechtet empfundene und postulierte Art und Kultur der Staats- oder Mehrheitsnation. Die praktischen Mittel dieser Politik der bedingungslosen Assimilation sind tausendfältig, und der wachsende nationale Machtwille der Jungstaaten findet immer neue hinzu: Verdrängung vom Boden, Deportation oder Durchsetzung mit staatsnationaler Einwanderung, politische und juristische Entrechtung, Unterbindung kulturellen Eigenlebens usw. Ist die Assimilation gleichwohl nicht zu erreichen, so bleiben als letzte Auswege noch physische Ausrottung (Armenien) oder Vertreibung und Ausweisung (kleinasiatische Griechen, polnische Deutsche). Von den jüngsten Taten dieses Nationalismus seien einige registriert: Obwohl der Belagerungszustand über die kurdischen Wilajets der *Türkei* endlich durch eine Zivilverwaltung mit militärischen Sondervollmachten abgelöst wurde, dauern die Deportationen zur kulturellen und physischen Isolierung der türkischen Kurden vor allem von ihren irakischen Stammesgenossen, die durch vielfältige Maßnahmen der Mandatsregierung systematisch und mit deutlicher Absicht zu Nationalbewußtsein erzogen werden, weiter an. Im Dezember vollführten Studenten aus dem *rumänischen* Altreich einen Triumphzug durch das Neureich, bei dem sie in einer ganzen Anzahl von Städten Juden, Ungarn und Sachsen (aber auch einen Amerikaner) überfielen und niederschlugen, Geschäfte ausraubten, Synagogen zerstörten usw. Diese Exzesse vollzogen sich unter Duldung der staatlichen Organe, und die Strafmaßnahmen gegen die Studenten werden mehr als lau gehandhabt.

In *Makedonien* lösen Mord und Gegenmord weiter einander ab. In einem mit völlig mittelalterlichen Methoden durchgeführten Prozeß zu Skolpje wurden 9 makedonische Intellektuelle einzig ihrer Gesinnung wegen zu schweren Zuchthausstrafen verurteilt. Die Antwort der Innern Makedonischen Revolutionären Organisation war die Tötung des Justizreferenten des Prozesses.

Gegenüber solchem sich schon überschlagenden Nationalrausch gibt es keine andere Haltung als die des Winzers dem jungen Most gegenüber: Warten. Warten, bis die Zeit ihr Werk getan, bis die reale wirtschaftliche und kulturelle Macht Europa sich auch in den Bezirken des Balkannationalismus klärend und bindend durchsetzt.

Kurze Chronik Die für 1928 vorgesehene *Deutsch-Nordische Hochschulkonferenz* in Kiel ist

infolge der Haltung der schleswig-holsteinischen Deutschnationalen gescheitert. Die 3 dänischen Grenzorganisationen haben sich zu einer »Einheitsfront im Kampf an der Südgrenze« zusammengeschlossen. Die dänische Regierung hat die minderheitsdeutschen Forderungen auf deutsche Realklassen und ein deutsches Abiturientenexamen glatt abgelehnt. ◊ Eine Tendenz zum *Regionalismus* zeigt sich, wie in Frankreich, so auch in Spanien, und hier wie dort ist sie dem einheitlichen Nationalbewußtsein, weit entfernt es zu schwächen, nur förderlich. Der ehemalige konservative Minister Ossorio Gallardo erklärte in Madrid, bei Eröffnung einer Ausstellung Das katalonische Buch: Wie überspannte Katalanisten einsehen müssen, daß Spanien eine Tatsache ist, dürfen unentwegte Vertreter der Zentralisierung nicht vergessen, daß die katalonische Sprache eine andere Tatsache ist. Vergewaltigung der Muttersprache ist Vergewaltigung der Seele. Wie bei den meisten Angriffen ist es der Angreifer, der verliert. ◊ Die ägyptische Regierung hat die europäischen Mächte aufgefordert eine Konferenz in Kairo zu beschicken, der sie Vorschläge und Forderungen zur Einschränkung der Kapitulationen unterbreiten wird. ◊ In *Lettland* sind zum erstenmal seit der Gründung des Staats die Deutschen in der Regierung durch einen Minister vertreten. ◊ Für die bevorstehenden Wahlen in *Polen* ist der Minderheitenblock der Deutschen, Ukrainer, Weißrussen und Juden wieder im großen und ganzen zustande gekommen; nur die Lodzer

und oberschlesischen deutschen Sozialisten gehen mit der polnischen Sozialdemokratie zusammen, und die jüdischen Orthodoxen und Zionisten gehen isoliert vor. ◊ Die nordosteuropäische Konferenz der Sozialistischen Arbeiterinternationale legte fest, daß allein auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker eine Lösung der *Wilnafrage* zu erhoffen sei; Voraussetzung für die Verwirklichung dieses Prinzips sei aber die Rückkehr zur parlamentarischen Demokratie in Polen und Litauen. ◊ Die 10. Wiederholung des Jahrestags der Annexion *Beßarabiens* durch Rumänien wurde nicht nur von der offiziellen russischen Presse sondern auch von verschiedenen Beßarabiervereinen in Europa zu feierlichen Protestkundgebungen benutzt. ◊ Es gibt heute für die *Juden Polens* außer dem zahlenmäßig schwer erfassbaren Netz der orthodoxen Schulen (Chedarim) und einer geringen Anzahl öffentlicher Schulen mit polnischer Unterrichtssprache Schulanstalten sämtlicher Stufen mit hebräischer oder jiddischer Unterrichtssprache. Das hebräische, von der Tarbut geleitete Schulwesen weist 141 Volksschulen (19 780 Kinder), 61 Kindergärten (1712 Kinder), 15 Mittelschulen (3964 Schüler) und 5 Lehrerseminare (568 Schüler) auf; gegenüber der Zentralen Jiddischen Schulorganisation mit 182 Volksschulen (22 347 Kinder), 4 Mittelschulen (600 Schüler), 1 Lehrerseminar (141 Schüler).

Literatur

Le rattachement de l'Autriche à l'Allemagne von *Bertrand Auerbach* /Paris, Berger-Levrault/ will ein »Warner vor drohender Gefahr« sein. Dazu will es vor allem das Problem des Anschlusses in seinem historischen Werden zur breitesten Kenntnis der vergeßlichen Gegenwart bringen. Diese Schilderung des Tatbestands ist ausführlich, flüssig geschrieben und nur selten objektiv falsch. Aber, obwohl der Verfasser offen zugibt, daß alle Parteien Österreichs den Anschluß wollen, ist ihm Österreich nur ein »Schlachtopfer des Pangermanismus«. Auch die Sozialisten beider Länder treiben für ihn nur »bewußt oder nicht, das Spiel der deutschen Nationalisten und Imperialisten«. Wie gelähmt starrt er immer auf den »bloc compact pur allemand« von 75 Millionen, dessen bloße Möglichkeit ihm die Sicherheit des Abendlands bedroht, er stellt unbedenklich das Recht auf Sicherheit über das Recht der Völker auf Selbstbestimmung, das für ihn nur eine

»doctrine captieuse« ist. So sehr er den praktischen Möglichkeiten einer politisch-wirtschaftlichen Donauföderation skeptisch gegenübersteht, so sieht er andererseits die Aufgabe seines Buchs darin seine Volksgenossen gegen den »stillen« Anschluß durch freiwillige Assimilation auf allen Gebieten, der nichts als eine »Ausbeutung« Österreichs durch Deutschland sei, scharfzumachen. Im ganzen ein Buch, das dem Zusammenschluß des Kontinents nicht dient. \diamond Der General *Friedrich von Taysen* gibt in seinem Buch *Das jugoslawische Problem* /Berlin, E. S. Mittler & Sohn/ eine erste Einführung in den neuen Staat Jugoslawien und die Balkanprobleme. Der 1. Teil enthält eine kurze Geschichte der einzelnen Teile des neuen Staates, der 2. behandelt seine wichtigsten Probleme wie Föderalismus und Zentralismus, Verkehrs- und Wirtschaftsfragen und die außenpolitische Front, besonders gegenüber Italien. Man vermißt ein Eingehen auf das Problem der Minderheiten, zu denen auch rund 800 000 Deutsche gehören. \diamond In seinem Buch *The Mexican Question* /New York, Robins Press/ will *William English Walling* Amerika über Mexico und über die Gefahren der Coolidgepolitik orientieren, bevor es zu spät ist. Er weist so vor allem, um alle Verschleierungen der amerikanischen Mexicoaspirationen durch politische und wirtschaftliche Missionsideologien unmöglich zu machen, die politische und wirtschaftliche Lebens- und Entwicklungsfähigkeit Mexicos nach. Scharf und klar illustriert er dann die "Dollardiplomatie" Coolidges, und zwischen den Zeilen sind dabei überraschende und erschütternde Schlaglichter auf die Krise des demokratischen Systems in den Vereinigten Staaten, auf die innenpolitischen Hintergründe der Mexicopolitik des Kapitals und vor allem auf die Robustheit und eher ahnungslose als scheinheilige Unverfrorenheit des amerikanischen Imperialismus und seiner Verfechter zu finden. \diamond Will man einen solchen Verteidiger des amerikanischen Imperialismus einmal selbst sprechen hören, so lese man nach, mit welcher liebenswürdigen Harmlosigkeit *Harry T. Collings* in seinem Vortrag *Die Kapitalexpansion der Vereinigten Staaten in Lateinamerika* (in den Kieler Vorträgen /Jena, Gustav Fischer/) die Durchdringungs- und Eroberungsmethoden der Vereinigten Staaten in Mittelamerika verteidigt und glorifiziert. Die kleine Schrift ist daneben eine vorzügliche Materialsammlung.

WISSENSCHAFT

Exakte Naturwissenschaften / Juda Leman

Arrhenius † Am 2. Oktober 1927 starb in Stockholm Svante Arrhenius, 68 Jahre alt. Seine große Leistung, für die er 1903 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, war die Aufstellung der Dissoziationstheorie mit der Grundannahme, daß in Elektrolyten, in Lösungen, die den elektrischen Strom zu leiten vermögen, die gelösten Moleküle sich ohne äußere Einwirkungen in positive und negative Ionen aufspalten. Er machte dadurch nicht nur die Erscheinungen bei der Elektrolyse verständlich sondern konnte auch so erklären, warum die Elektrolyte einen höhern osmotischen Druck respektive eine größere Gefrierpunktserniedrigung aufweisen als es der gelösten Molekülzahl entsprechen würde. Nach Arrhenius ist also ein Bruchteil der gelösten Moleküle noch weiter in Ionen gespalten. Arrhenius trat mit seinen Gedanken schon 1883 hervor, nachdem er sich 1 Jahr zuvor mit Leitmessungen an Elektrolyten beschäftigt hatte. Er gehört somit zu den Forschern, die grundlegende Erkenntnisse zum Verständnis der Erscheinungen geliefert haben, die in das Grenzgebiet zwischen Chemie und Physik fallen. Er hat, außer durch seine Dissoziationstheorie, noch durch weitere Arbeiten die physikalische Chemie sehr gefördert. Seine Leistungen beschränken sich aber nicht auf dieses Gebiet. Die Arrheniusschen astrophysikalischen Arbeiten sind weit bekannt. Aber auch auf dem Gebiet der Immunochemie hat er Großes geleistet. Er arbeitete eine Zeitlang mit Paul Ehrlich und lieferte neue Erkenntnisse zur Frage der Bindungen der Toxine mit den Antitoxinen. Gerade in den letzten Jahren beschäftigte er sich auch mit bakteriologischen Fragen. Das lebhafteste Interesse, dem seine naturwissenschaftliche Vielseitigkeit entsprang, erstreckte sich auch auf das Gebiet der Geisteswissenschaften und des menschlichen Zusammenwirkens. Zur deutschen Wissenschaft stand er in besonders enger Beziehung (während seiner "Wanderjahre" arbeitete er mit Tammann und Nernst bei Kohlrausch und später bei Boltzmann, dann ging er einige Zeit zu Ostwald), und er setzte immer seinen Einfluß für die Idee der internationalen wissenschaftlichen Zusammenarbeit ein. Seinem Wesen adäquat war sein Bestreben das Wissen weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Seine populären Werke (siehe auch diese Rundschau, 1927 I Seite 308) wirkten im besten Sinn volkerzieherisch und erlreuten sich auch einer besonders großen Beliebtheit. Seit 1909 leitete Svante Arrhenius das Nobelinstitut für physikalische Chemie in Stockholm.

Lorentz † Am 4. Februar 1928 starb Hendrik Antoon Lorentz in Haarlem, in seinem 75. Lebensjahr. Er war der letzte große Klassiker der Physik, und gerade seine Ideen mußten, angewandt auf die neuentdeckten Tatsachen, zur neuen Sturm- und Drang-Periode der Physik führen. Lorentz begann in der Physik zu einer Zeit zu wirken, in der die großen Siege der Faraday-Maxwellschen Feldtheorie nicht mehr bezweifelt werden konnten. Um so mehr störte es, daß die Feldtheorie viele der wichtigsten Erscheinungen nicht zu erklären vermochte. Sie lieferte ein geschlossenes Bild von den Vorgängen bei der Ausbreitung der elektromagnetischen Kräfte im Vakuum, im "Äther", das Bild wurde aber unzulänglich für die Erklärung der Vorgänge in wägbaren Körpern. Die Dielektrizitätskonstante war zwar in den Maxwell'schen Gleichungen berücksichtigt, es konnte aber kein genügender Grund angegeben werden, warum sich die elektromagnetischen Kräfte im Vakuum anders ausbreiten als in den ponderablen Körpern. Bedeutete also die Maxwell'sche Relation zwischen der Dielektrizitätskonstante und dem Brechungsindex eine sehr große Entdeckung, die nur mit Hilfe der Faraday-Maxwellschen Theorie gemacht werden konnte, so blieb doch die Tatsache der Dispersion unaufgeklärt. Lorentz löste die Schwierigkeiten durch eine wesentliche Vertiefung der Faraday-Maxwellschen Ideen mittels der Lehre von den Elektronen, die in Wechselbeziehung mit dem kontinuierlichen elektromagnetischen Feld stehen. Die Elektrizität ist in den ponderablen Körpern diskontinuierlich in Form der unteilbaren elektrischen Atome verteilt, der Elektronen, die erst die Leitfähigkeit, die Dielektrizität und die Permeabilität der Körper bestimmen. Die Dispersion wird als eine Art von Resonanzerscheinung durch das Mitschwingen der quasi elastisch gebundenen Elektronen verständlich. Die Elektronentheorie ermöglichte so einen ungeahnten Einblick in die elektrische Natur der wägbaren Körper, überraschte aber noch mehr durch die große Perspektive, die sie den Physikern gab.

Sie schlug die Brücke zwischen der Mechanik und der Elektrodynamik. Bei der Behandlung der Beschleunigung des Elektrons, dem träge Masse zugeschrieben wurde, wurde der Newtonsche Kraftbegriff angewandt. Die Trägheit des Elektrons könnte aber elektrodynamischen Ursprungs sein. Man schien sich einem einheitlichen Weltbild zu nähern, in dem die mechanischen Gesetze nur als Spezialfall der elektrodynamischen zu betrachten sind. Lorentz lieferte aber auch weiter die erste Lösung des elektrodynamischen Relativitätsproblems. Ohne die Fresnelsche Hypothese der Äthermittlung ergab sich nach der Elektronentheorie, daß man keine Absolutbewegung im Äther durch Größen 1. Ordnung im Verhältnis von Geschwindigkeit des Körpers zu Lichtgeschwindigkeit nachweisen kann. Der Äther durchdringt die Elektronen, die ponderablen Körper; die Mitbewegung der Elektronen in den Körpern macht den Nachweis der Absolutbewegung im ruhenden Äther durch die genannten Größen 1. Ordnung unmöglich. Der negative Ausfall des Michelsonexperiments zeigte, daß man auch mit Hilfe der Größen 2. Ordnung die Absolutbewegung nicht nachweisen kann. Wie sich die Anschauungen daraufhin entwickelten, braucht hier nicht mehr gesagt zu werden, da es in dieser Rundschau oft im Anschluß an die Relativitätstheorie diskutiert wurde. In Verfolgung der Kontraktionshypothese kam Lorentz zu seinen Transformationsgleichungen, die sich von den Einsteinschen in der Speziellen Relativitätstheorie nicht unterscheiden. Nur daß die beiden Forscher den Gleichungen einen verschiedenen Sinn beileigten. Dadurch, daß Einstein aus der Maxwell-Lorentz'schen Theorie Grundgedanken herauskristallisierte, die unter Hinzufügung seiner bekannten Postulate zur Relativitätstheorie führten, eröffneten sich neue Einsichten, die hoffen lassen, daß Lorentz' Vorstoß zur Schaffung eines einheitlichen Weltbilds die Naturwissenschaft zum Ziel führen wird. Lorentz' Elektronentheorie trug ihren größten Sieg davon, als es ihr gelang den normalen Zeemaneffekt und damit auch die Drehung der Polarisationssebene durch Magnetfelder zu erklären. Lorentz hob auch immer hervor, daß man sich gerade durch das Studium der Spektren und ihrer Beeinflussbarkeit durch äußere Felder dem Ziel den Bau der Atome zu ergründen nähern werde. Doch gerade bei der Behandlung der Vorgänge im Innern der Atome zeigte

sich die Unzulänglichkeit der Lorentz'schen Theorie. Da herrschen die immer noch nicht enträtselten Quantenbeziehungen. Lorentz hat noch den großen Vorstoß zur Vereinheitlichung des physikalischen Weltbilds erlebt, doch nicht die Lösung, die Ableitung der Quantengesetze von den Grundaxiomen der Relativitätstheorie, die Verschmelzung der Klassischen mit der Quantentheorie. Die Experimentalforscher sind in Gebiete vorgedrungen, die noch keine Theorie hell zu durchleuchten vermag.

Lorentz starb als der große Klassiker mit tiefem Verständnis für das Ringen der Neuen. Er konnte sich mitfreuen über einzelne, teilweise sehr große Erfolge. Das einheitliche physikalische Weltbild, das ihm bei der Schaffung der Elektronentheorie vorschwebte, die Verschmelzung der elektromagnetischen und mechanischen Gesetze, die Entdeckung der elektromagnetischen Vorgänge in den ponderablen Atomen: alles das ist im Prinzip gelungen. Die Lorentz'schen Ideen werden nicht aufhören auch weiterhin fruchtbar zu wirken.

Absolutbewegung? Bekanntlich beschäftigt sich *Leo Courvoisier* von der Berliner Sternwarte seit vielen

Jahren mit Versuchen, deren Resultate er dahin deuten möchte, daß es eine Absolutbewegung gibt (siehe diese Rundschau, 1926 Seite 562 und folgende). Jetzt veröffentlichte er einen zusammenfassenden Bericht über seine Bestimmungsversuche der Erdbewegung relativ zum Lichtäther. Courvoisier glaubt aus seinen Versuchen schließen zu dürfen, daß sich die Erde im "ruhenden" Äther mit einer Geschwindigkeit von zirka 750 Kilometer in der Sekunde ungefähr in der Richtung auf den Stern Capella der Milchstraße hin bewegt. Stimmt man Courvoisier zu, daß »kein Zweifel mehr an der Realität der beobachteten Erscheinungen und an der Zulässigkeit seiner Deutung derselben bestehen dürfte«, so heißt dies, daß man das durch die Relativitätstheorie aufgedeckte Weltbild als falsch anzusehen hat. Denn die Relativitätstheorie stützt sich bekanntlich gerade darauf, daß man eine Absolutbewegung nicht nachweisen kann, und erhebt den Satz, daß es eine solche Absolutbewegung, ein ausgezeichnetes Bezugssystem, nicht gibt, zum allgemeinen Prinzip bei der Ableitung der Naturgesetze. Es ist selbstverständlich, daß man der Courvoisierschen Arbeit deshalb das größte Interesse, aber auch eine strenge Kritik entgegenbringen muß.

Courvoisier stützt seine Behauptung auf manche Ergebnisse seiner Untersuchung, aus denen er schließt, daß sich ein auf der Erde ruhender horizontaler Spiegel, ein Quecksilberhorizont, gegenüber einfallendem Licht so benimmt, als ob er sich im Raum in der angegebenen Geschwindigkeit bewegt, und daß die Erdkugel Kontraktionen erleidet, wie sie von der Lorentz'schen Theorie für Körper gefordert wird, die sich mit der genannten Geschwindigkeit relativ zum Äther bewegen. Danach wäre nicht nur die Bewegung der Erde relativ zum Äther erwiesen, sondern auch das negative Ergebnis des Michelsonversuchs verständlich; es fände die Erklärung, die Lorentz zuerst durch seine Kontraktionshypothese gab. Von den vielen Courvoisierschen Versuchen seien hier nur 2 der jüngsten angeführt, auf die auch Courvoisier selbst den größten Wert legt. Es sind die Messungen, die er mit einer Anordnung, die er Absolutbewegungsmesser nennt, durchführte, und die, die er mit einem Torsionsgravimeter anstellte. Die ersten sollen die Bewegung eines relativ zur Erde ruhenden Spiegels im Äther, die anderen die Erdkontraktionen, die "Erdabplattung", die eine Schwereveränderung verursacht, nachweisen. Da beide Effekte ihrer Größe nach von den jeweiligen Geschwindigkeitskomponenten der Absolutbewegung abhängen, so muß man eine Schwankung dieser Werte mit der Sternzeit erwarten. Ausgenommen nämlich einen ganz besondern Fall der Lage des Punkts, auf den die Absolutbewegung hinstrebt, sind die Geschwindigkeitskomponenten mit der Sternzeit periodisch veränderlich. Was Courvoisier nachgewiesen zu haben glaubt, ist die Schwankung in den Werten der zu erwartenden Effekte.

Das Gravimeter, mit dem Courvoisier die von ihm erwartete Schwankung der Schwerkraft wegen der Kontraktion der Erdkugel zu beobachten glaubte, war nichts anderes als eine feine Federwaage, die die Gewichtsänderungen durch die Hebung und Senkung des Gewichts feststellen sollte. Bei seinen letzten Versuchen gab Courvoisier jedoch dem Gravimeter eine von J. Mielberg angegebene Form, in der die Verdrehung eines schraubenförmig gewickelten Stahldrahts das Meßprinzip bildete. Nach Courvoisier liegen die Verhältnisse so, daß man erwarten darf Gewichtsveränderungen von der Größenordnung $3 \cdot 10^{-6}$ noch gerade feststellen zu können. In dieser Größenordnung liegt aber nach Courvoisiers Annahmen über die Lorentzkon-

traktion und nach den Größen der Geschwindigkeitskomponenten, wie er sie bei anderen Messungen zu finden glaubte, der zu erwartende Effekt. Die einzelnen Beobachtungsreihen sind in Courvoisiers Arbeit nicht angeführt, er betrachtet sie »mehr oder weniger als eine Stichprobe«. Die Werte ließen nach ihm auf eine Absolutbewegung von 753 Kilometer in der Sekunde schließen.

Mehr Einzelheiten erfuhr man über die Versuche mit dem Absolutbewegungsmesser. Bekanntlich gilt bei einem relativ zum Beobachter bewegten Spiegel nicht das Gesetz Reflexionswinkel = Einfallswinkel. Die Differenz von Reflexionswinkel und Einfallswinkel ist durch die Größe und Richtung der Geschwindigkeitskomponenten relativ zum ruhenden Beobachter bestimmt. Man bekommt allgemein eine Abhängigkeit für Größen

1. Ordnung in $\frac{v}{c}$ (v Relativgeschwindigkeit vom Beobachter zum Spiegel, c Lichtgeschwindigkeit). Bewegen sich, wie Courvoisier annimmt, beide, sowohl der Spiegel wie der Beobachter, im ruhenden Äther, so sollte man einen Effekt

2. und höherer Ordnung in $\frac{v}{c}$ erwarten.

Courvoisier will mit seinem Absolutbewegungsmesser nachgewiesen haben, daß man tatsächlich bei einem relativ zur Erde ruhenden Spiegel eine Differenz, Einfallswinkel minus Reflexionswinkel, beobachten kann, und daß diese Differenz eine periodische Schwankung mit der Sternzeit aufweist. Sein Absolutbewegungsmesser bestand »prinzipiell einfach aus 2 in der selben Vertikalebene symmetrisch gegen einen zwischen ihnen liegenden Quecksilberhorizont geneigten Fernrohren, von denen das eine am Okularende mit festem Fadenkreuz und Beleuchtungslämpchen versehen, als Kollimator den einfallenden Lichtstrahl lieferte, während das Okularmikrometer des Meßfernrohrs die genaue Höheneinstellung des Kollimatorfadenreflexes erlaubte. Auf diese Weise war die Bestimmung der täglichen Schwankung in der Differenz Reflexionswinkel minus Einfallswinkel beziehungsweise dieser Differenz selbst möglich.« Bestimmt wird die Lage des Kollimatorfadenreflexes, der auf die Mitte eines horizontalen Mikrometerfadenpaares im Meßfernrohr eingestellt wird. Courvoisier gibt an eine Abweichung in der Lage dieses Fadenreflexes von der normalen, die einer Gleichheit von Reflexions- und Einfallswinkel entspräche, und eine pe-

riodische Schwankung dieser Abweichung, entsprechend der nach ihm zu erwartenden Schwankung in der Differenz Einfallswinkel minus Reflexionswinkel beobachtet zu haben. Diese Schwankungen lassen nach ihm eben auf die Abolutbewegung schließen.

Bei der Diskussion über die Realität des Effekts sind 2 Fragen von prinzipieller Bedeutung; die eventuelle Möglichkeit von Meßfehlern (handelt es sich hier doch um subjektive Ablesungen), und, wenn man zu dem Schluß kommen muß, daß eine periodische Schwankung vorliegt, wie weit es sichergestellt ist, daß es sich hier um eine Sternzeitperiode handelt. Dies letzte ist von Wichtigkeit.

Man wird geneigt sein anzunehmen, daß die kleinen Verschiebungen auf äußere Ursachen, zum Beispiel Temperaturschwankungen, die eine kleine Schiefstellung der Fernrohre zum Quecksilberhorizont bedingen könnten, zurückzuführen sind. Dem stellt nun Courvoisier entgegen, daß solch äußere Ursachen doch keine periodischen Schwankungen mit der Sternzeit aufweisen können.

(Was den eventuellen Temperatureinfluß betrifft, sei noch bemerkt, daß im Meßraum selbst sehr konstante Verhältnisse herrschten, daß es sich also nur um einen Temperatureinfluß auf das ganze Gebäude handeln kann.) Es muß aber noch ein Umstand erwähnt werden.

Es handelt sich um die Lorentzkontraktion, die zum Beispiel auch bei dem Versuch mit dem Absolutbewegungsmesser von einer konsequenten Absoluttheorie, die dem negativen Ausfall des Michelsonversuchs gerecht werden will, berücksichtigt werden muß.

Courvoisier hat eine Auffassung von der Lorentzkontraktion, wie sie allgemein nicht geteilt wird; doch glaubt er seine Auffassung durch einen Versuch, dessen Ergebnis, wenn es reell ist, tatsächlich nicht durch eine konsequente Berücksichtigung der Lorentzkontraktion verstanden werden kann, zu bekräftigen.

Bezeichnenderweise führt aber auch seine Auffassung von der Lorentzkontraktion zu Dissymmetrien in der Deutung seiner anderen Versuchsergebnisse, und er ist dann gezwungen bei ihrer Erklärung Zusatzhypothesen zu machen. Die Deutung der Effekte kann aber natürlich dar erst interessieren, wenn sie sichergestellt sind. Nun sind die Versuche gewiß mit der größten Sorgfalt durchgeführt. Aber das Gefundene liegt nicht allzu weit von den möglichen Fehlern. Um hier nur eins hervorzuheben:

Courvoisier gibt an, daß außer den beob-

achteten Schwankungen ein ziemlich gleichmäßiger Gang der Ablesung vorhanden war, der das Doppelte der beobachteten Werte ausmachte, und der auf sekundäre Ursachen zurückzuführen ist. Es fragt sich, wie »gleichmäßig« der tägliche Gang der Ablesung war.

In einer Diskussion, in der man einzelne Werte der Messung zu sehen bekam, wurde angeregt die Wertzeichen daraufhin zu prüfen, ob man aus ihnen nicht auch eine periodische Schwankung mit der Sonnenzeit herauslesen kann. Demnächst dürfte man Genaueres über die Realität der angeführten Effekte erfahren. Courvoisier selbst verspricht seine Messungen bald mit einer verbesserten Anordnung zu wiederholen, und bei der Wichtigkeit des Problems ist anzunehmen, daß die Courvoisierschen Versuche auch anderweitig reproduziert werden. Bis dahin wird man wohl mit jeder Diskussion über ihre Deutung warten.

Atherfrage Wie A. Piccard und E. Stahel in einer Zuschrift an den Herausgeber der Naturwissenschaften kürzlich berichteten, ist es ihnen jetzt endgültig gelungen festzustellen, daß es einen Millerschen Ätherwind (siehe diese Rundschau, 1926 Seite 783) nicht gibt. Sie arbeiteten mit einer transportablen Versuchsanordnung, die mit photographischer Registrierung versehen war, und stellten ihre Versuche auf dem Rigikulm (1800 Meter über dem Meer) an. Dank der Rigibahn konnten sie die 550 Kilogramm schwere Apparatur leicht hinauftransportieren. Dieser Berg müßte gut geeignet sein den Ätherwind, besonders den aus dem Norden kommenden, nachzuweisen, da er nach Norden zu völlig freisteht. Sie haben ihre Messungen zu Zeiten angestellt, da die Horizontalkomponente für den Rigi 9,5 Kilometer in der Sekunde betragen müßte, was sie mit ihrem Interferometer gut hätten nachweisen können. Die Autoren berichten: »Wir haben die Filmregistrierung von 12 Gruppen zu 10 Umdrehungen analysiert; jede von ihnen ergab einen Ätherwind, der bedeutend kleiner war als derjenige von Miller. Außerdem sind ihre Phasen völlig willkürlich über die Windrose verteilt ... Der Effekt liegt innerhalb des wahrscheinlichen Fehlers unserer Messungen ... Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß auch auf dem Rigi in 1800 Meter Höhe [der Mount Wilson, auf dem Dayton Miller seine Messungen vorgenommen hatte, liegt 1750 Meter über dem Meer] keine Spur von einem Ätherwind vorhanden ist.«

Kurze Chronik Der Nobelpreis für Physik 1927 wurde zwischen Arthur H. Compton /Chicago/ und Th. R. Wilson /Cambridge/ geteilt. Die Bedeutung des Comptoneffekts (siehe diese Rundschau, 1925 Seite 710) und der schönen Wilsonschen Nebelmethode erklärt die Auszeichnung dieser Forscher zur Genüge. \diamond Den Lehrstuhl für Experimentalphysik an der Technischen Hochschule Berlin erhielt *Gustav Hertz*, dem für die gemeinsam mit James Franck durchgeführten grundlegenden Elektronenstoßversuche im Jahr 1926 der Nobelpreis verliehen worden war. \diamond In Leipzig wurde *Werner Heisenberg* (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 59) zum Direktor des Theoretischphysikalischen Instituts ernannt. \diamond Der Wissenschaftliche Hilfsarbeiter am Erdmagnetischen Observatorium in Potsdam *Julius Bartels* habilitierte sich in Berlin für Geophysik mit einer Arbeit über die atmosphärischen Gezeiten; in München habilitierte sich *Heinrich Ott* mit einer Arbeit über die Kristallstruktur des Graphits. \diamond In Paris ist zur Feier des 100. Geburtstags *Pierre E. M. Berthelots* am 23. Oktober 1927 der Grundstein für ein *Haus der Chemie* gelegt worden. \diamond Am 7. November 1927 wurde *Marie Curie* 60 Jahre alt. Sie wurde als *Marie Sklodowska* in Warschau geboren, verlebte eine Jugend voll Not, Entbehrung und Erniedrigung. Von früh auf hatte sie eine Leidenschaft für die Naturforschung. Sie arbeitete dann als Aufwärtlerin in einem Laboratorium, dessen Leiter, *Lippmann*, auf sie aufmerksam wurde. Dort lernte sie den jungen *Pierre Curie* kennen, und fortan arbeiteten und lebten sie zusammen. Die Entdeckungen dieses Ehepaars sind der Welt bekannt; das Polonium ist nach der Heimat *Marie*s benannt worden. Beide erhielten gemeinsam mit *Becquerel* 1903 den Nobelpreis; *Marie Curie* erhielt ihn 1911 noch einmal.

Literatur Der 2. Band des von *Hans Geiger* und *Karl Scheel* herausgegebenen *Handbuchs der Physik* /Berlin, *Julius Springer*/ (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 61) heißt *Elementare Einheiten und ihre Messung*. Er ist von *Karl Scheel* redigiert und enthält folgende Kapitel: *Einheiten, Dimensionen, Maßsysteme*, bearbeitet von *Julius Wallot*, *Längen- und Winkelmessung* von *Friedrich Göpel*, *Massenmessung* von *Wilhelm Felgentraeger*, *Raummessung* und spezifi-

sches Gewicht von Karl Scheel, Zeitmessung in 9 Unterabteilungen, von Carl Cranz, V. von Niesiolowski-Gawin und W. Schmudt, Geschwindigkeitsmessung von V. von Niesiolowski-Gawin, Erzeugung und Messung von Drucken von H. Ebert und C. Cranz, Schwermessungen von Alfred Berroth, Allgemeine physikalische Konstanten von Fritz Henning und Wilhelm Jaeger. Für den messenden Physiker wird es eine ungeheure Erleichterung bedeuten eine Quelle zu wissen, wo er sich über das ganze Material orientieren und einzelnes nachschlagen kann. Die Meßgenauigkeiten und Meßfehler bei den einzelnen Apparaten und Methoden werden überall diskutiert. Das Kapitel über die physikalischen Konstanten mit den Tabellen beansprucht allgemeines Interesse, die Arbeit Wallots über Dimensionen, Einheiten, Maßsysteme vornehmlich das des theoretischen Physikers. \diamond Im 1. Band des wertvollen *Handbuchs der Experimentalphysik* /Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft/ (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 308) behandelt der Direktor der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt Ludwig Holborn Meßmethoden und Meßtechnik. Die Arbeit ist nach den Gebieten der Experimentalphysik geordnet und gibt nach genauerm Eingehen auf die einzelnen Einheiten die Meßverfahren an. Durch die schöne Übersicht und die vielen (218) Figuren erreicht der Verfasser, daß das Buch nicht nur als hervorragendes Nachschlagewerk des reifen Physikers sondern auch als Wegweiser für den Anfänger gelten kann. Im selben Band behandelt Ernst von Angerer die Technik des Experimentierens. Aus der Praxis heraus empfiehlt er die geeignetsten Werkstoffe, er lehrt die Technik des Mechanikers, Glasbläfers, Schreiners und Photographen so weit verstehen, daß der Experimentalphysiker möglichst ohne Hilfe bei seinen Untersuchungen auskommen kann. Ein Buch von großem Nutzen für den Experimentator. Im 2. Band behandelt Arthur Haas die Mechanik der Massenpunkte und des starren Körpers. Der Verfasser bemüht sich die Kenntnis der mechanischen Theorie dem Experimentalphysiker zu übermitteln. Die Probleme werden mit Berücksichtigung besonders der Fragen behandelt, die dem Physiker beim Experimentieren begegnen. Die letzten Kapitel sind der theoretischen Mechanik gewidmet. Gute Illustrationen veranschaulichen das Dargelegte. Man kann das Werk auch dem Anfänger als Lehrbuch warm empfehlen.

Religionswissenschaft / Theodor Stegfrid

Ein prinzipiell wichtiges Thema behandelt *Friedrich Gogarten* in einer Schrift, die den Haupttitel *Theologische Tradition und theologische Arbeit* führt /Leipzig, J. C. Hinrichs/. Er geht von der Alternative aus; die Bibel entweder als Selbstzeugnis des religiösen Bewußtseins oder in ihrem Offenbarungscharakter gelten zu lassen. In dem einen Fall findet der menschliche Geist nur sich selbst in ihr wieder, sagt sich selber, was er im Tiefsten in sich trägt; der Typus der Geistesgeschichte; in dem andern läßt er sich sagen, wovüber er nicht verfügt, und ergreift die Offenbarung. Nur auf dem sich sagen Lassen kann Theologie basieren. Darum steht sie in schroffem Gegensatz zu aller geistesgeschichtlichen Betrachtung, insbesondere zu ihrer gegenwärtig bedrohlichsten Ausformung, der idealistischen Philosophie. Die Ausführungen Gogartens hängen an der oben wiedergegebenen Alternative. Es soll dabei um 2 Grundauffassungen gehen, nicht um 2 Methoden. Denn: »Es ist nicht so, daß man je davor geschützt wäre das sich sagen Lassen durch ein sich selbst Sagen zu paralysieren.« Handelte es sich nicht um 2 entgegengesetzte Methoden sondern um eine Grundhaltung und eine Methode, so könnte sich die theologische Auffassung, statt sich in der geistesgeschichtlichen Methode zu paralysieren, auch in ihr umgekehrt auswirken. Ausgeschlossen wäre es nur, wenn in der geistesgeschichtlichen Methode a priori eine kontradiktorisch entgegengesetzte Grundposition läge. Gogarten bejaht es. Denn hier erhalte der Gegenstand seinen Sinn in der Zuordnung zum vernünftigen Ich, er werde in seiner sinnhaften Identität mit dem Ich verstanden, 2 Fragen erheben sich: 1. Ist diese Auffassung das kontradiktorische Gegenteil der theologischen Voraussetzung? 2. Ist sie selber richtig gezeichnet? Gogarten verneint die eine Frage selbst, indem er die Möglichkeit geistesgeschichtlicher Betrachtung der Bibel offenhält. Dann dürfte er von vornherein nicht die reine Gegensätzlichkeit behaupten. Aber es könnte behauptet werden, die Theologie gehe jene Betrachtungsweise nichts an. Zur Erhellung dieser Behauptung wenden wir uns der andern Frage zu: Zeichnet der Verfasser die geistesgeschichtliche Methode richtig? Er zeichnet sie nach dem Schema der platonischen Anamnesis, als ein zu sich selbst Kom-

men des Geistes. Nun ist aber die Anamnese keine geistesgeschichtliche Betrachtung sondern eine ungeschichtliche. Die geistesgeschichtliche Betrachtung gerade setzt als Prinzip die stete Durchbrechung des Ichs, die stete Begegnung mit dem Du der Geschichte voraus. Das sich sagen lassen Wollen ist die geistesgeschichtliche Aufgeschlossenheit schlechthin. Gogarten gibt also der Theologie eine andere allgemeine geistige Haltung, eben die geistesgeschichtliche, und nennt sie theologisch. Nach der theologischen Grundvoraussetzung steht die Frage noch aus. Gogarten sucht sie a priori in einem Gegensatz zum Geistesgeschichtlichen, und so ist er eben damit gerade wieder den verfeimten geistesgeschichtlichen Kategorien verfallen. Daran ändert sich auch dadurch nichts, daß Gogarten plötzlich dem sich sagen Lassen eine Verinhaltlichung gibt, die man sich nicht selber sagen kann: Stellvertretung, Auferstehung Christi. Auch Hölderlins Wahnsinnsgedicht, auf das er an anderer Stelle exemplifiziert, muß man wohl "hören" und sich sagen lassen. Die Grundkategorie des sich sagen Lassens rechtfertigt den Inhalt nicht. Der Verfasser beginnt damit seinen Gegner zu verzerren und endet damit die theologische Haltung als Spiegelbild dieser Verzerrung zu konstruieren. Notwendig wird so die Theologie zu einem Konstruktionsgefüge, das isoliert neben dem Leben steht. Obwohl Gogarten in der Offenbarung einen realen Vorgang in einer realen Welt sieht, wird nun gerade die theologische Sphäre zu einer Bewegung in einer selbsterschaffenen Welt. Denn statt daß die reale Welt zuerst in eine ideale umgestempelt und dann ihr ein Gegenteil ankonstruiert wird, wäre die Offenbarung als realer Vorgang eben in der realen Welt aufgesucht worden. Dann freilich müßten auch diese Schlagworte, bei denen Gogarten allzu harmlos stehen bleibt, durchleuchtet und vielleicht zerbrochen werden. Denn natürlich ist das Du Gottes ein anderes als das Du der Sinnbegegnung in der Geschichte. Aber zu zeigen wäre, wie das eine das andere durchschneidet. Das folgt aus Gogartens Grundansatz, aber in seinen eigenen Ausführungen wird die Versäumnis präkar, wenn er den von ihm gemeinten Gegensatz an Verinhaltlichungen (Stellvertretung, Auferstehung Christi) auseinandersetzt. Zwar ist naturgemäß die Form der Offenbarung nicht von ihrem Inhalt zu trennen. Aber das gerade tut

Gogarten: Er sucht die Form, die zum zuvor gewollten Inhalt passen könnte. Auferstehung Christi kann man sich nicht sagen, also ist das sich sagen Lassen die geeignete Kategorie. So findet Gogarten ein geistesgeschichtliches Schema, das Schema der weltimmanenten Sinnbegegnung. Dann aber müßte der von ihm erhobene Vorwurf, daß die Geistesgeschichte die Theologie paralyisiert, ihm selber gemacht werden. Die hier gegebene Untersuchung hatte nicht die Absicht die auf gründlicher Gedankenarbeit ruhende Schrift Gogartens als Ganzes zu rezensieren. Mit ihrem inhaltlichen Reichtum und ihrer formalen Konzentration ist sie zweifellos eine starke Schrift. Der Verfasser führt sehr eindrucksvoll aus: an Luther lernen heiße sich von Luther zur Sache, um die es ihm ging, den Weg weisen lassen. Das ist echt geistesgeschichtliche Haltung. Sollte, was er in praxi verbindet, Geistesgeschichte und Theologie, nicht auch theoretisch verknüpft sein?

Gegenwärtigkeit Martin Buber, der geistvolle und gelehrte Kenner des Chassidismus, den er durch eine große Zahl von Werken der Gegenwart neu erschloß, bietet gesammelte Sprüche des größten unter den chassidischen Lehrern, des *Baal Schem*. Eigene Schriften hat er nicht hinterlassen, aber seine Weisheit wurde in den chassidischen Schulen gehütet. Des Baal Schem Tow Unterweisung im Umgang mit Gott ist der Titel, den Buber seiner Sammlung gab /Dresden, Jakob Hegner/. Die einzelnen Sprüche wollen nicht nur gelesen, auch nicht nur durchdacht, sondern gelebt werden. Mit Recht verwahrt Buber seinen Meister gegen das bloße Schlagwort Mystik, und mit Glück bezeichnet er die Sinnesweise des Baal Schem als »Gegenwärtigkeit«. Gegenwärtigkeit in der Welt und der Welt Gegenwärtigkeit vor Gott: das ist der Sinn jener Unterweisung. Der einstige schwäbische Pfarrer und jetzige Philosophieprofessor in Stuttgart *Christoph Schrempf* kämpft in einer unveränderten Neuauflage seines Werks *Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens* /Stuttgart, Fr. Frommann/ scharf gegen die religiöse Illusion, die die echte Wirklichkeit und den wahren Gott mit einem religiösen Gedankengespinnst vertauscht. Der Kampf Schrempfs ist auch durch ähnlich gerichtete Tendenzen der sogenannten dialektischen Theologie nicht überflüssig geworden. Er geht sachlich vom Phänomen des Dämoni-

schen und vom Schicksal aus. Nur im Ergreifen und Bedenken des eigenen Schicksals könne sich Gott dem einzelnen Menschen erschließen als die Tiefe der Liebe, die aus dem Abgrund des Dämonischen hervorbricht.

Neuausgaben Paul Althaus hat, wie hier bereits in der Rundschau

Dichtkunst (1927 II Seite 1040) angezeigt, *altrussische Kirchenlieder* in Nachdichtungen herausgegeben /Jena, Eugen Diederichs/. Die Lieder führen in die christliche Frühzeit Rußlands und sind von alten Heldenliedern durchsetzt. Die Schwermütigkeit, die aus den russischen Volksliedern bekannt ist, verleugnet sich auch hier nicht. »Und immer strömt und strömt der Feuerfluß, und immer müssen gehn mit müden Schritten an seinem Ufer sünd'ge Seelen.« Die Sammlung ist mit guten Reproduktionen altrussischer Kirchenbilder ausgestattet. Adolf Metus Schwindt gab Auszüge aus den Traktaten und Briefen *Johannes Denks* heraus (Hans Denk, ein Vorkämpfer undogmatischen Christentums /Schlüchtern, Neuwerkverlag/).

Im Verlag Chr. Kaiser in München ist eine 5bändige *Calvinausgabe* in deutscher Übersetzung im Erscheinen begriffen. Ihr Herausgeber ist Peter Barth. Die Ausgabe wird dem Ringen der Zeit um den Gehalt des reformatorischen Geistes erhebliche Dienste leisten.

Tim Klein bringt eine umsichtige und reichhaltige Auswahl aus den Schriften, Liedern und Sprüchen *Gerhard Tersteegens* /München, Chr. Kaiser/. Sie ist zur Befreiung des Pietismus von schlagwortartiger Beurteilung wichtig.

Anna Schieber gab *Johann Peter Hebels* Biblische Geschichten aus dem Alten Testament neu heraus /Tübingen, Alexander Fischer/. Auch in diesem Stoff bewährte der Verfasser des Schatzkästleins seine knappe Bildhaftigkeit der Erzählungsweise, und bei dem Zurücktreten aller Sentimentalität erweist sich die moralische Zuspitzung dieser schönen Geschichten als durchaus stilgemäß.

Zeitschriften Die von Rudolf Otto und anderen herausgegebenen *Liturgischen Blätter* /Gotha, Leopold Klotz/ werden in steter Folge weitergeführt und umspannen allmählich das ganze Kirchenjahr wie die besonderen sogenannten Kasualfeiern. Neueste religiöse Dichtung und Gedankenformung verbindet sich kraftvollen Prägungen, die dem alten reformatori-

schen Schatz entnommen sind. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese Arbeiten in steigendem Maß Eingang in die kirchlichen Gottesdienste finden. Der besonders Gefahr durch den liturgischen Ton sich an alten Formeln, unter Zurückstellung der Redlichkeit, zu berauschen, wird in diesen Versuchen streng entgegengetreten, ohne daß man etwa damit einer rationalistischen Verarmung das Feld überläßt.

Das Ignatiuskolleg in Valkenburg in Holland gibt eine neue Vierteljahrschrift für Theologie und Philosophie unter dem Titel *Scholastik* heraus /Freiburg, Herder & Co./.

Totenliste Am 11. Oktober 1927 starb, im Alter von 76 Jahren, der Bischof *Antonius von*

Henlo in Regensburg. Er wurde 1873 zum Priester geweiht, später kam er als Professor der Theologie an die Universität München und ging 1901 als Bischof nach Passau; 1906 übernahm er die Diözese Regensburg.

Der Wiener Oberrabbiner *Hermann Chajes* starb am 13. Dezember an einem Herzschlag. Er stand in seinem 51. Lebensjahr und galt als einer der bedeutendsten jüdischen Kanzelredner und Gelehrten unserer Zeit.

Der Hallenser Kirchen- und Dogmenhistoriker *Friedrich Loofs* starb Mitte Januar 1928, im Alter von 70 Jahren. Er habilitierte sich 1882 in Leipzig und wurde 1888 als Ordinarius nach Halle berufen. Seine Forschungen galten der frühgermanischen Kirchengeschichte und der alten Kirchengeschichte, erstrecken sich aber auch auf die anderen Epochen. Berühmt ist sein umfangreicher Leitfaden zum Studium der Dogmengeschichte /1889/. Er ist ausgezeichnet durch präzise und auf gründlichster Arbeit beruhende Zusammenfassung und Durchleuchtung der Probleme. Er verfaßte auch einen Antihäeckel.

Ende Januar starb in Jena der emeritierte Ordinarius der systematischen Theologie *Hans Hinrich Wendt*. Er wurde 1853 in Hamburg geboren, habilitierte sich 1877 in Göttingen, wurde 1883 als Ordinarius nach Kiel, 1885 nach Heidelberg, 1893 nach Jena berufen. Wendt war Schüler Albrecht Ritschls. In doppelter Richtung unternahm er es die Theologie Ritschls weiterzuführen. Er verband in seinem System der christlichen Lehre /1907/ Dogmatik und Ethik zu einem Ganzen und war derjenige, der unter den Schülern Ritschls am energischsten eine ra-

tionale Grundlegung der Theologie suchte. Seine Lehre Jesu von 1901 betonte gegenüber dem neuromantischen Persönlichkeitskultus den reinen Lehrgehalt des Evangeliums, der ihm auch allein als dogmatische Norm galt. 1916 veröffentlichte er eine an Kant orientierte Schrift *Die sittliche Pflicht*.

Kurze Chronik Um eine Anzahl ältester *Papsturkunden*, für die bis zum Jahr 1000 noch immer Papyrus, erst später Pergament benutzt wurde, vor völliger Vernichtung zu bewahren, war der Konservator am Berliner Alten Museum Hugo Ibscher nach Rom berufen worden. Die Wiederherstellung ist ihm auch gelungen. Diese Urkunden, etwa 20 an der Zahl, sind Kulturdokumente von hohem geschichtlichen Wert; sie betreffen Privilegien der Päpste, die vom 8. bis 10. Jahrhundert an Klöster, Bistümer und Gemeinden verliehen wurden. ◊ Eine Eingabe von 22 Hamburger Kirchenvorsteherinnen fordert für die *Theologin* das volle Pfarramt. ◊ Als Nachfolger Franz Joseph Dölgers wurde *Johann Steffes* von der Universität Nymwegen ordentlicher Professor für allgemeine Religionsgeschichte und vergleichende Religionswissenschaft in der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Münster. ◊ Der Tübinger Professor *Herrmann Dörries* wurde Ordinarius für Kirchengeschichte in Halle.

Literatur Will Erich Peuckert beschreibt das Leben *Jakob Böhmes* /Jena, Eugen Diederichs/, im Anschluß an den alten Böhmebiographen Frankenberg, insbesondere in seinem äußern Verlauf. Die geistige Gestalt Böhmes tritt freilich zu wenig hervor. Wenn diese Arbeit, wie angekündigt, als Einleitung zu einer Neuausgabe Böhmes dienen soll, so lenkt sie die Urteilsbildung nicht in vorgezeichnete Bahnen, und es wird sich an der dargebotenen Art der Auswahl zu bewähren haben, ob jene Beschränkung am Platz war oder nicht. Die Arbeit gibt uns ein lebendiges Bild der äußeren Verhältnisse und Kämpfe, in denen der Görlitzer Theosoph sein Leben verbrachte. ◊ In knappster Zusammenfassung behandelt *Adolf von Harnack* den Gegenstand seines mehr als 40jährigen Forschens unter dem Titel *Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dogmas* /Gotha, Leopold Klotz/. Bei der Kürze des Raums konnte nur die Zeit bis 180 behandelt

werden. Wichtig ist die prinzipielle Stellung, die der Verfasser auf Grund der historischen Entwicklung nimmt, indem er ausspricht; die älteste Entwicklung der christlichen Theologie spreche für die Verneinung der Frage, »ob die christliche Theologie jede Beziehung auf die idealistische Philosophie zu vermeiden habe«. ◊ In 5. Auflage erschien *Reinhold Seebergs* Grundriß der Dogmengeschichte /Erlangen, A. Deichert/. Das Werk stellt die knappe Zusammenfassung des großen dogmengeschichtlichen Werkes dar. Daß bei dieser Knappheit der Verfasser sich nur auf das Tatsächliche beschränkt, war notwendig. Die Reichhaltigkeit an Originalzitate ist um so dankenswerter. ◊ Der juristische protestantische Kollege des exkommunizierten Breslauer Theologen Joseph Wittig, *Eugen Rosenstock*, nimmt das Wort in einer Broschüre, die von persönlichster Teilnahme nicht nur an dem Schicksal Wittigs sondern auch an dem der katholischen Laienfrömmigkeit getragen wird. Der Verfasser würdigt auf breiter historischer Grundlage den Protest der katholischen Kirche gegen die Verabsolutierung des Staates in Theorie und Praxis, aber er geißelt die Beurteilung und Verurteilung der Äußerungen lebendiger Frömmigkeit an dem Maßstab theologischer Distinktionen. Die Schrift führt den Titel *Religio depopulata* /Berlin, Lambert Schneider/. ◊ Zusammen mit Wittig gab Rosenstock ferner ein 5bändiges Sammelwerk *Das Alter der Kirche* heraus /Berlin, Lambert Schneider/. Es sind Kapitel und Akten, die die Exkommunikation *Joseph Wittigs* betreffen. Der 5. Band enthält ausführlich den Schriftwechsel zwischen Wittig und den verschiedenen Zensurbehörden. Er gibt ein klares Bild von der Entwicklung des Falls Wittig und gibt dem Außenstehenden lehrreichen Einblick in das Zensurverfahren der römischen Kirche. ◊ Im Verlag der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Männer und Frauen Thüringens in Eisenach erschien in einer neu begonnenen Reihe *Kirche und soziale Fragen* als 1. Heft die Schrift *Hans Müllers* *Vom Wollen und Sollen der religiösen Sozialisten*, eine Auseinandersetzung mit der Schrift des Pfarrers Erwin Eckert *Was wollen die religiösen Sozialisten?* (siehe auch die Rundschau *Sozialistische Bewegung*, 1927 II Seite 1006). Auf diese Darlegungen des langjährigen Mitarbeiters der *Sozialistischen Monatshefte* seien die Leser besonders hingewiesen.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Tatsachen-
romane

Es gibt unermüdliche Ästhetiker, die da meinen, daß alle Überlegung, alles Ringen um Weltanschauung, alles in die Gedanken Hineingerammte heute ein Buch der Dichtung, also auch einen Roman oder eine Novelle, nur noch überlasten. Das Optische, das durch das Wort übermittelt wird, das Akustische, das aus dem Wort erklingt: es soll alles nur dazu dienen eine Aktualität des Geschehens, eine Tatsache zu bringen und zu befestigen. Es können dann nach solcher Ästhetik Romane von gewaltiger Spannung entstehen. Wenn *Balder Olden* seinen Roman über Carl Peters schreibt, so möchte er nicht durch wesentliche psychologische Betrachtungen das Abenteuerdasein des Mannes belasten, die Tat nur soll stets die Seele zeigen. Ich bin Ich /Berlin, Verlag Universitas/ heißt dieser Roman charakteristisch genug. Peters, der nach dem Sinn der einen ein Held, nach dem Sinn der anderen ein Menschenschinder gewesen ist, hat nun gewiß einen mächtigen Berg von Schwierigkeiten hinweggeräumt, die sich der Erfüllung dessen, was er als seine Aufgabe empfand, entgegenstellten. Er hat gewiß auch aus innerm Idealismus das afrikanische Reich an sich gerissen, das er als ungekrönter König für Deutschland zu verwalten dachte. Es gehen in solchem komplizierten Menschen, der scheinbar nur geradeaus schreitet, natürlich mächtige Verwirrungen der Empfindung und des Gedankens vor sich. Alles das soll wenig gelten. So geschieht es, daß schließlich doch nur eine Anzahl von aufregenden Ereignissen von dem Romandichter aneinandergereiht wird. Dieser historische Roman aus einer Zeit, die uns noch nahe berührt, ähnelt eher dem Entwurf zu einem Roman, eher einer Chronik, die erst nach den Materialien umgegossen werden muß, als einer nach allen Seiten abgewogenen historischen Erzählung. Doch ist er um seines Gegenstandes willen von großem Interesse. Die den Sinn kolonialer Arbeit und Leistung erfassen, werden dieses Buch aus der Sturmzeit deutscher Kolonialpolitik mit innerer Anteilnahme lesen. Die reine Tatsachenkunst wird jetzt als das einzige gerühmt, das noch Sinn hat, um unsere Nerven, unsere Triebe, auch unsern Geist in Bewegung zu setzen. Auch ein Künstler vom Rang *Joseph Roths*, der wegen seines behutsamen

und überlegenen Sarkasmus außerordentlich eingeschätzt werden muß, bleibt in der Chronik sitzen. Mit Vorsicht bezeichnet er seinen Roman *Die Flucht* ohne Ende /Leipzig, Kurt Wolff/ im Untertitel als einen »Bericht«. Da war der Berichterstatter zunächst allein an der Arbeit, und der geduldige Gestalter verlor später die Geduld oder wagte gar nicht die Geduldprobe. Wir wissen, daß Roth die Geduldprobe wagen darf. Das Tatsächliche seines Berichts regt nun ungewöhnlich an. Roth ist ein Dichter mit sozialem Herzen, der bis zur Wurmigkeit und Empörung aufgebracht werden kann. So schildert er das Dasein eines Menschen, den der Krieg verlor, und der nun sein eigenes Dasein verliert, obwohl er sich in die Lebenswürdigkeit seiner Nächsten einschmiegen möchte, obwohl lebenswürdige Menschen sich bemühen ihn wieder in die Regelmäßigkeit des Lebens hineinzuziehen. Diese trostlosen Versuche, die immer wieder scheitern, sind durchaus der Betrachtung wert. Viel mehr Entwurzelte, als wir zu denken wagen, blieben noch als Söhne der Blutvergangenheit übrig. Es zerblätterte ein Mensch in seinem Urelement; die Kultur, die an ihm haftete, zerrann. Solche Wildheit, gedämpft durch Melancholie, die sich nicht mehr aufhellen kann, ist das Thema *Joseph Roths*. Wir lieben ihn in der Betrachtung derartiger Halbdunkelheiten. Bei Roth ist es die europäische Kulturwelt, die den Menschen, der seine Persönlichkeit verlor, wieder aufrichten oder auffressen möchte, bei *Nikolaj Nikitin* (Der Flug /Berlin, Propyläenverlag/) ist es wiederum die russische Welt, die nach der Zerstörung des Frühern erst wieder zusammenwachsen soll. Die Menschen sind sich der Zerstörung bewußt, der Bestialität, in die sie hineingestürzt wurden, der Verfeinerung, die sie besaßen, die sie wiedererringen müssen, und die ihnen noch unerreichbar erscheint. Die russischen Menschen, die so vorübergehend vegetieren und nicht wissen, ob sie selbst noch fruchttragende Kulturträger oder nur Dünger und Samen sein werden, erscheinen stärker in ihrer Roheit. Der Tatsachenbericht von der Erdenexistenz dieser Russen hat naturwissenschaftliche Exaktheit. Der Tatsachenbericht kann auch ein literarisches Produkt, eine erfundene Chronik sein, etwas Ausgedachtes, etwas Erträumtes. *Efraim Frisch* will in seinem Roman *Zenobi* /Berlin, Bruno Cassirer/ auch den Stil der Chroniken nachahmen. Er will also seinem Roman

das Ansehen geben, als wenn er den seltsamen Kauz, von dem er erzählt, persönlich gekannt habe, so weit, daß er mit ihm körperliche Berührung fand. Vermieden werden soll der Schein, daß es sich um eine Dichtung handelt. Er erfindet einen Menschen, der nie aus sich sein kann, was er in Wirklichkeit ist, der nur das ist, was zu sein er sich selber vorschwindelt. Zenobi kann nicht ehrlich sein, weil nur die Unehrllichkeit und der Betrug ihn am Leben erhalten. Er ist der in seiner eigenen Natur verwaiste Mensch, der immer wieder mit seiner tändelnden Phantasie und mit seinem Hang fremden Glanz zu zelebrieren in irgendeine pompöse Persönlichkeit hineinschlüpfen muß, um sie nachzuahmen, um sie äußerlich zu repräsentieren. Er braucht ständig, damit er nicht in sich selber zerfällt, den Dunst der Hochstapelei. Er muß irgendeinen Führenden spielen, irgendeinen politischen Magnaten, irgendeinen Volksverführer, den Freund eines Monarchen oder eine ähnliche Rolle, deren Manifestation nach außen hin mächtig imponiert. Frisch hat sich mit seinem etwas dunkeln Seelenproblem sicher viel theoretisch beschäftigt. Er ist ein feiner Kopf, zu Hause in manchen Gebieten, deren Erkenntnis nicht ohne weiteres zu beschaffen ist. So reizte es ihn diesen besondern Menschentypus zu erfassen. Er wollte auch nichts Ergrübeltes geben, nur etwas Realistisches. So klebte er sich an einige Tatsachen, die er aufzählt, ohne die Persönlichkeit in ihrer insularen Existenz dichterisch zu formen.

Es ist immerhin merkwürdig, daß ein anderer Schriftsteller, *Fritz Bondy*, sicher ganz unabhängig von *Efraim Frisch*, die gleiche Menschenverworrenheit darzustellen versucht, daß er die nämlichen Mittel anwendet. Der Sprung von der Bühne /Leipzig, Philipp Reclam/ heißt seine Erzählung. Ein Schauspieler wird durch einen Zufall dazu gebracht, daß er im wirklichen Leben die Existenz des Episodenmenschen fortsetzt, den er auf der Bühne zu spielen hatte. Eines Tages ist diese Verlorenheit der Vernunft verschwunden. Der theatralische Mensch, der im Leben verhängnisvoll Theater spielte, sinkt wieder in die Wirklichkeit zurück, und er ist entblättert, als ein Nichts, dem keine aufregenden Lebens-tatsachen mehr begegnen werden. Auch Bondy versteht es die Ereignisse so aneinanderzureihen, daß der Zusammenhang uns zwingend erscheint.

Ein junger und neuer Dichter, *Hans Auf-richt-Ruda*, verhehlt nicht, daß er nach

einer wirklich vorhandenen Chronik seinen Roman *Die Verhandlung gegen La Roncière* /Berlin, S. Fischer/ schafft. Es begegnen uns heute so viele Anfänger, die gar nicht mehr tasten und von vornherein außerordentlich routiniert sind. Es ist, als wäre ihnen die gewandte Feder an Stelle des Saugpropfens ins Kinderbett gelegt worden. Die Geschichte, die *Aufricht-Ruda* erzählt, ist durchaus gradlinig gegliedert, sie ist untadelig stilisiert. Es löst sich auch alles so auf wie der Schriftsteller es beabsichtigt. Ein junger französischer Offizier der Bourbonenzeit wird von der Tochter des Regimentsobersten beschuldigt sie in ihrer Jungfräulichkeit schwer beleidigt und in den Abgrund der Verzweiflung getrieben zu haben. Das klinische Bild der Hysterischen, die Briefe zur Belastung des jungen Mannes eigenhändig fälscht und verfertigt, ist glänzend gelungen. Das psychoanalytische Problem ist beinahe exakt dargelegt. Es fehlen auch nicht die zarteren Werte. Kurz, die medizinischen Tatsachen werden mit Eleganz vorgetragen. Die Artistik dieses jungen Schriftstellers ist bewunderungswürdig. Nur ist vorläufig alles zu glatt, zu gut gelungen.

Phantastischer, noch nicht so festbegründet in der Sicherheit die literarische Finesse zu placieren, scheint *Hans Meisel*. Er ist derber, er ist aber plastischer, er zeigt eine schriftstellerische Natur, die noch wachsen kann, die nicht nur runde Werke erzeugen sondern auch überraschende Entwicklung manifestieren wird. Sein Roman *Torstenson* /Berlin, S. Fischer/ erzählt die Entstehung einer Diktatur. In Riga spielen die Ereignisse, die nach Tatsachenmöglichkeiten erzählt werden. Der Dichter greift in die Aktualität hinein, die wiederum dokumentarisch keine absolute Aktualität ist. Was geschieht, ist nur erfunden, doch aus der Vision. Der Dichter als Visionär ist sympathischer als der Dichter, der ein Routinier ist.

Meisel beherbergt in sich viele Kinokomplexe; aber er verfällt doch nicht jener europäischen Großkolportage, in der sich nun auch *Ilja Ehrenburg* betätigte. *Ehrenburg* ist ein Dichter, der Ergreifendes geschrieben hat; die Geschichten von dem Schicksal der 13 Pfeifen (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 76). Sein neuer, 2bändiger Roman *Die Liebe der Jeanne Ney* /Basel, Rheinverlag/ spannt durchaus die Aufmerksamkeit, doch es wird schon vieles mit der, allerdings virtuoseren Routine gesponnen. Das Weltbild ist eher von

dem unruhigen Beobachter der Kinowirkungen als von dem Dichter beeinflusst, der mit aller Gewalt an den Kern der Weltendinge und der Menschenseelen getrieben wird. Jeanne Ney ist die Tochter eines französischen Diplomaten in Rußland. Sie erlebt den ganzen Zerfall des alten Reichs, Blut und Grausamkeit. Kriminalschicksale hageln auf sie ein. Die Bolschewisten, die natürlich als die Revolutionäre erscheinen, sind aufgetakelt wie die Indianer der Lederstrumpfgeschichten, und wenn die weiteren Dinge sich in Paris abspielen, so geschieht das in einem Milieu, wie es die Cinémaromanschiftsteller gern schildern. Das ist alles gewiß prachtvoll auf Wirkung kalkuliert und trotzdem töricht in seiner Unwahrheit. Jeanne Ney wird aus Liebe Bolschewistin. Das politische Schicksal wird also mit dem privaten vermennt. Es türmt sich eine ungeheure Pathetik von Tatsachen, von Kolportagetatsachen. Der Romanschriftsteller ist ein bewunderungswürdiger Handwerker des Kriminellen. Er hat in der ganzen Welt gelernt, von Pariser Boulevardiers, von den Vätern und Söhnen der Sherlock-Holmes- und Pater-Brown-Familie, von Wells und Sinclair Lewis. Alles das wurde in ihm amalgamiert. Doch es ist nur unechtes Amalgam. Wir wollen hoffen, daß der Dichter Ilja Ehrenburg bald zur echten Gestaltung zurückkehrt.

Schließlich noch ein Werk großen Stils: der 3. Band des Romanzyklus *Verzauberte Seele* /München, Kurt Wolff/, in dem *Romain Rolland* die Zeit des Kriegs und der Verwirrung des Nachkriegs bewältigen will. Rolland ist geneigt den Krieg als eine riesige Verirrung des Denkens und Fühlens, als eine teuflische Verwirrung der Vernunft und der Logik anzusehen. Der 3. Band dieser Reihe: *Mutter und Sohn*, übertragen von Paul Amann, erzählt noch von Mobilisation, Krieg und Niederlage. Wir haben so viele Bücher gelesen, die den Zustand von Paris im Augenblick des Kriegsausbruchs schildern. Die Schilderungen folgten genau den Tatsachen, oder sie wollten auch balladenmäßig die Atmosphäre der Begeisterung, des Wahnsinns, der Zerknirschung und der Empörung zusammenballen. Die ungewöhnliche Kunst Rollands, die innig mit seiner Menschlichkeit zusammenhängt, führt nun dazu, daß er eine Situationsschilderung der in den Krieg hineingerissenen Hauptstadt gibt, die sich wie ein genauer Tatsachenbericht liest. Es ist, als würde nur die Zeitungschronik abgeschrieben, und es

ist doch die von der moralischen Persönlichkeit erfaßte Zeitchronik. Wie selbstverständlich und familiär, wie übersichtlich und geographisch treu führt *Rolland* durch jenes Pariser Bürgerhaus, in dem die Väter der Kriegshelden wohnen, aus dem die Kriegshelden hinauswandern, um in Schützengraben und Tod hineingeschüttet zu werden. Das ist scheinbar alles mit statistischer Gewissenhaftigkeit dargestellt, und es ist doch Produkt einer außerordentlich vertieften Vision. Ganz breit erzählt Rolland, wie man zum Sieg auszieht, wie man vielleicht auch siegt, wie man aber untergeht trotz dem Triumph. Mutter und Sohn sind deswegen durch den Krieg entfremdet, weil nach einem wahrscheinlich vorhandenen Naturgesetz Mutter und Sohn zunächst heroisch auseinanderfallen müssen, bevor sie sich ebenso heroisch wieder zusammenfinden. Eben noch sind sie begeistert für den Krieg und von der Furie des Bluts besessen, und schon zerbröckelt ihre Ekstase. Die Skepsis erwacht, und als das Buch ausklingt, haben sie schon begriffen, daß die Tobsucht im Heldentum zum Zusammenbruch der Gesundheit des Fühlens und des Verstands führen wird.

Erzählungen Ein Artist von besonderer Art ist *Heinrich Eduard Jacob*. Er stilisiert und psychologisiert aus einer verfeinerten Natur heraus, ohne daß er in eine literarische Bruderschaft einzugliedern wäre. Die Belesenheit, die er kultiviert, trägt ihm gewiß nur Stoffe zu, aber er füllt die Wesen, die ihm bei diesen Studien begegnen, mit einer Hellsichtigkeit, die sein seelisches Eigentum ist. Dämonen und Narren heißt sein Novellenband /Frankfurt, Rütten & Loening/. Lord Byron und Kaiser Nero, das sind historische Gestalten, deren Kuriosität mit dichterischer Behaglichkeit und Behutsamkeit zu durchleuchten ist. Jacob verliebt sich antiquarisch in das Detail. Es entsteht ein Kunstwerk von der geheuchelten Leuchtkraft entzückender Papierblumen. Doch es steht auch in seinem Novellenband die Geschichte *Der gefesselte Raimund*. Raimund ist einer von den Dämonen und Narren, deren Schicksal und innere Tragik Jacob mit väterlichen Händen und Gedanken streichelt. Dieser Komödiant, ein Genie der Verstellung, die beinahe Wahrhaftigkeit wird, entspricht der gaukelnden und umgaukelnden Phantasie Jacobs vollkommen. Daher gelingt es ihm eine Episode aus der Biographie Raimunds

zu einem kleinen modernen Meisterwerk zu formen. Jacob ist ein Schriftsteller von Haltung, manchmal auch Pose. Er lebt mehr im literarischen Extrakt des Lebens als im Leben. Er hütet sich selbst dann, wenn er nur plaudert, der Geschwätzigkeit zu verfallen.

Der Roman *Hermann Hesses Der Steppenwolf* /Berlin, S. Fischer/ ist ausgezeichnet, als ob eine wirkliche Lebenschronik gegeben würde. Man erkennt aber bei Hesse, wo er geistig angesiedelt ist. Ihm ist eine gewisse Hellsichtigkeit eigentümlich, der Blick fürs Okkulte. So sehr ist Hesse gewöhnt in das clair-obscur hineinzublicken, daß er strau-chelt, wenn er das erblickt, das beschreiben soll, was heute zum Leben gehört. Der Steppenwolf gibt ein gutes Stück Selbstverräterei von der geistigen Natur Hermann Hesses. Der Kauz, dem alle bunten Ereignisse der Chronik aufgebürdet werden, hat Jean Paul und Hoffmann zu Urahnern. Die anderen wollen solche Abstammung verleugnen. Hesse kultiviert sie mit Inbrunst und Überzeugung. Der Steppenwolf, also der Wilde, berührt sich mit den Nachtraben der Großstädte. Hesse erzählt kritisch und nachdenklich von diesen Dingen wie ein Onkel, der versucht ganz gerecht zu sein und nicht weiter zu schimpfen, daß sein Steppenwolf, dem ein Stück von seinem eigenen Herzen angewachsen ist, solche Lebens Tatsachen nicht ohne weiteres von sich fortstößt. Krähwinkelei und sogenannte Perversität sind in diesem Romanschriftsteller gemischt, ohne daß chemisch Verbundenes entstünde.

Der junge deutsche Romanschriftsteller *Friedrich Giese* (Winter, /Lübeck, Otto Quitzow/) stellt sich vor keinerlei Probleme, die noch im Dunkeln liegen. Er ist ein Dichter mit balladeskem Schwung. Und dazu ein Mecklenburger, der die Heimat liebt. Die Welt, in die er sich hineinfühlt, steht noch ziemlich fest. Es sind die uralten Liebesabenteuer der Bauern, die von ihrem Blut gejagt werden. Haus und Hof haben die Zerstörungsjahre überstanden, obwohl Wetterstürme und Mißernten nicht fehlten. Doch man lebt im allgemeinen, ohne die Scholle unter den Füßen zu verlieren. Innerhalb dieser gesicherten und nur selten erschütterten Welt entwickelt sich die immer wiederholte Tragödie zwischen den Geschlechtern. Das unschuldige Mädchen ergibt sich dem robusten Wildling, und der ohnedies gutgemischte Bund schlägt durchaus zum Guten aus. Ihm hilft auch das Schicksal, indem es ihn davor bewahrt in einer Minute des

Wahnsinns den biblischen Kainsmord zu begehen. Mit Innigkeit erfüllt der junge Romanschriftsteller seine Worte. Wald und Wachsen, Fruchtbarkeit und Dürre, Tier und Religion, also alles das, was uns an die Jahrtausende bindet, ist ihm auch heute noch Bedürfnis und Gegenstand der Anbetung.

Die Novellisten *Georg Munk* und *Richard Friedenthal* sehen in der Novelle eine konzentrierte Explosion. Der Munksche Novellenband *Die Gäste* /Leipzig, Inselverlag/ bringt Balladen in gesteigerter Prosa. Friedenthal (Marie Rebscheider /Leipzig, Inselverlag/) gefällt sich in der gleichen Art. Sie fallen beide durch eine gewisse Herbigkeit der Stoffe auf. Sie erfinden und konstruieren dichterisch und halten nicht viel von den Tatsachen, die zum gewöhnlichen Alltag gehören. Selbst in den Bauersleuten brennt eine metaphysische Ekstase. Stifter und Keller und Conrad Ferdinand Meyer haben solche Novellen geschrieben.

Eine besondere Stellung unter den zeitgenössischen Erzählern nimmt *Gilbert Keith Chesterton* ein. Dieser Katholik des 20. Jahrhunderts ist so überlegen aufgeklärt wie nur ein Enzyklopädist des 18. Jahrhunderts. Das, was er schreibt, ist oft konstruiert, aber auf eine so geistvolle Weise, daß der gewöhnliche Verstand dagegen künstlich erscheint. Er ist im Grunde seines Herzens ein britischer Imperialist, aber er schont England und die Engländer wirklich nicht. Er jongliert mythisch mit der Habgier und Borniertheit seiner britischen Mitbürger. Die Menschen, die Chesterton ironisiert, setzen eben einen wohlorganisierten Staat auf festestem Fundament voraus; da darf schon vieles gesagt werden, was in einem werdenden Reich, zum Beispiel im fascistischen Italien, nicht gesagt werden könnte. Von ganz besonderer Art sind die Detektivgeschichten Chestertons, die seinerzeit, als eine Anzahl von ihnen unter dem Titel *Priester und Detektiv* deutsch erschien, hier angezeigt wurden. Jetzt sind diese selben Geschichten in 2 handlichen Bänden, betitelt *Die Sünden des Prinzen Saradin* und *Die verdächtigen Schritte*, mit Zeichnungen versehen, im Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet in München neu herausgekommen. Andere Bände heißen *Ein Pfeil vom Himmel* /Berlin, Verlag Die Schmiede/ und *Das Paradies der Diebe* /München, Musarionverlag/. Niemand wird eine jener Erzählungen zu lesen beginnen, ohne hinter einander auch alle übrigen zu verschlingen und am

Schluß zu bedauern, daß das Buch so schnell zu Ende ging. Noch merkwürdiger ist der neueste Band *Der geheimnisvolle Klub* /München, Musarionverlag/. Man wird auf Chesterton gelegentlich noch besonders eingehen müssen, da eine Analyse seines Schaffens, mag der Leser vor allem daran nur das Unterhaltende sehen, in bestimmtem Sinn zeitwichtig ist. Für jetzt seien nur noch 2 seiner Romane genannt, die der Verlag Grethlein & Co. in Zürich soeben deutsch herausbrachte: *Don Quixotes Wiederkehr*, übertragen von Curt Thesing, und *Der Held von Notting Hill*, übertragen von Manfred Georg. Es hat keinen Zweck den Inhalt wiederzugeben; denn nicht in ihrem Extrakt sondern in ihrer Vollständigkeit liegt der Reiz dieser Bücher. Bemerkenswert ist noch, daß Chesterton das letztgenannte mit einem Widmungsgedicht an Hillaire Belloc eröffnet hat.

Und nun noch einige *Unterhaltungsbücher* von Qualität: Zunächst *Louis Hémon Der Boxer* und die *Lady* /München, Dreimaskenverlag/. Sportspleen macht aus einem braven Jungen einen Weltchampion der Muskeln; eine parfümierte Lady spielt mit dem Jungen, so daß er rot und blau sieht und die Meisterschaft verliert. Jetzt, da sein Riesenleib durch die Liebe zerfressen ist, will er wenigstens die Liebe ganz. Aber die Lady, natürlich eine Millionärin mit fabelhaften Toiletten, schickt ihn zum Teufel, und der Boxer erschießt sie. Innerhalb einer Internationalen Abenteuerreihe /Berlin, Rijke & Stock/ erschien von Sax Rohmer ein toller, geschickt eingefädelter, Opium und gelbe Teufel zusammenbringender Kriminalroman: *Die Mission des Doktor Fumandschu*. Michael Osten erzählt einige Novellen, die den Leser foltern sollen. Nach dem Hauptstück Katastrophe ist der ganze Band getauft /Berlin, Martin Wasservogel/. Eine noble Nichtstuer- und Touristengesellschaft wird mitten auf dem Ozean den Naturelementen ausgeliefert, weil die Schiffsbesatzung vor den Passagieren heimlich desertiert. Jetzt entpuppt sich die Angst von Männlein und Weiblein vor der Meereswüste. Nach vielen Nervenschocks wird man der Schiffsbestie Herr, und alles verfällt wieder in den gewohnten Snobismus.

Totenliste Am 29. Mai 1927 starb *George Eekhoud* in Brüssel, 73 Jahre alt. Er war neben *Camille Lemonnier* der bedeutendste Epiker des Belgiens der Vor-

kriegszeit. Sein Roman *La nouvelle Carthage*, der Antwerpen behandelt, ist in deutscher Übersetzung im Inselverlag in Leipzig erschienen.

Im Mai starb auch *Maria Janitschek* in München, im Alter von 68 Jahren. Sie wurde in den neunziger Jahren durch stimmungsvolle Skizzen und Erzählungen, hauptsächlich aber durch eine eigenartige, dem Dithyrambus zuneigende stark erotische Lyrik bekannt.

Am 26. Juli starb *Matilde Serao* in Neapel, 71 Jahre alt. In ihr fand das Kleinbürgertum der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts seine Gestalterin. Ihre Romane *Il ventre di Napoli*, *Paese di Cuccagna*, *Vita e aventure di Ricardo Joanno* und *Conquista di Roma* sind auch ins Deutsche übersetzt und viel gelesen worden. Aus den auf einer Reise nach Palästina gewonnenen Eindrücken entstand ihr Buch *Nel paese di Gesù*. *Matilde Serao* war vor allem auch eine überzeugte und leidenschaftliche Gegnerin des Krieges, dessen Schrecken sie nach dem Krieg in ihrem Roman *Mors tua* schilderte.

Am 15. August starb in Berlin der Verleger *Otto Eysler*, im Alter von 66 Jahren. Er gründete 1888 die *Lustigen Blätter*, baute dann seinen Verlag aus, in denen er Bücher von *Roda Roda* und anderen brachte. Später übernahm er auch den Verlag *F. Fontane*.

Am 29. September starb *Arthur Achleitner* in München, in seinem 69. Lebensjahr. Er ist als Schilderer der Alpenwelt bekannt, die er in unzähligen Romanen und Erzählungen, etwa 130 Bände umfassend, verherrlicht hat.

In der 2. Hälfte des Oktober starb *Borislaw Stankowitsch* in Belgrad, im Alter von 53 Jahren. Durch seinen auch ins Deutsche übersetzten Roman *Unrein Blut* und sein Schauspiel *Kostana* war er einer der angesehensten und beliebtesten Schriftsteller Serbiens.

Am 4. November, kurz vor seinem 79. Geburtstag, erlag *Alfred Klaar* in Berlin einer Lungenentzündung. Er war von Beruf Journalist und Theaterkritiker, von Berufung ein feiner Literaturhistoriker und Psychologe der dichterischen Persönlichkeit. Erfüllt von der Klassik, dazu tief bewegt von der Liebe zur österreichischen Literatur, hat *Klaar* Monographien verfaßt, die zu dem Besten gehören, was über unsere geistigen Stammverwandten geschrieben wurde. Besonders zu erwähnen ist auch seine Ausgabe von *Börnnes Werken*, die er durch eine noch heute nicht übertroffene Einleitung bereicherte. Der lie-

benswürdige und bescheidene Mann trug als Ideal die Persönlichkeit dieses kritischen Kämpfers. Reichte sein Temperament auch nicht hin so robust die un-gefälligen Zeitgenossen zu zausen wie das Ludwig Börne tat, so bemühte er sich doch ein aufbauender und vorwärts drängender Richter der Zeitgenossen-dichtung zu sein.

Am 23. November starb *Stanislaw Przybyszewski* in Jaronki bei Inowraclaw, in seinem 60. Lebensjahr. In der Zeit, da das Genie Strindberg in Berlin hauste und im Schwarzen Ferkel mit einigen Getreuen nächtigte, wollte auch *Przybyszewski* in Deutschland. Mit slawischer Schmiegsamkeit war er nicht nur in die deutsche Sprache sondern auch in deren subtilen Geist eingedrungen, und er schrieb Novellen, die Naturalismus und Mystik mischten. Das Verhältnis der Frau zum Mann sah er nur in dekadenter Morbidität, doch mit ungewöhnlicher Feinfühligkeit und Delikatesse. Dann siedelte er nach Polen über, und er wurde in seinem Vaterland als eine repräsentative Nationalgröße gefeiert. Mit Recht. Er gehört in die große Klasse der Erzähler, die unser Wissen vom Menschen bereichern, indem sie realistisch erzählen und sich aus ihrer Melancholie Geschöpfe erzeugen, die Porträts des Dichtenden selber sind oder wenigstens Spiegelbilder der Vielgestaltigkeit, in der sich der Schaffende erblicken darf.

Am 5. Dezember starb *Fjodor Sologub*, eine der führenden Persönlichkeiten des russischen Symbolismus, in Petersburg, im Alter von 64 Jahren. Von seinen zahlreichen Werken, die Lyrik, Dramen, Romane und Novellen umfassen, sind in Deutschland die Märchen und der Roman *Der kleine Dämon* bekannt geworden. Der Held des Romans, ein Oberlehrer an einem Provinzgymnasium, kann als russisches Gegenstück zu Heinrich Manns Professor Unrat betrachtet werden. Wie populär dieser Roman in Rußland geworden ist, zeigt sich darin, daß man vom Namen des Helden *Peredonow* den russischen Begriff für provinzielle Verkommenheit bildete.

Am 9. Dezember starb *Franziska Mann* in Berlin an einem Herzleiden. Sie hat viel übersetzt und ist auch mit Novellen, Skizzen, Erzählungen hervorgetreten, unter denen das Buch *Könige ohne Land* am bekanntesten wurde. Ihr eigentliches Gebiet aber war die Jugendliteratur (Flug ins Kinderland und anderes). Sie war ein durch Güte und Einfühlungskraft tätiger Mensch.

Am 20. Dezember erlag *Michael Georg Conrad* in München in seinem 82. Lebensjahr einem Herzleiden. Der neuesten Generation war er schon fast eine mythische Persönlichkeit: als Vorkämpfer und Vorläufer des deutschen Naturalismus, für den er 1885 zusammen mit Wolfgang Kirchbach die Gesellschaft gründete, die einzige moderne Zeitschrift Deutschlands, bis dann 5 Jahre später in Berlin die *Freie Bühne* erschien, mit der die eigentliche neue Epoche der deutschen Dichtung begann.

Der englische Schriftsteller *Thomas Hardy* starb am 11. Januar 1928 in Dorchester, im Alter von 87 Jahren. Als Verfasser des Romans *Der unberühmte Juda* gehört er der Weltliteratur an. Er ist der Dichter der Resignation als Ergebnis menschlicher Erfahrung.

Einen Monat nach *Michael Georg Conrad*, am 30. Januar, erlag auch sein Kampfgenosse *Carl Bleibtreu*, im Alter von 69 Jahren, in Lugano einem Herzleiden. Er verfaßte vor mehr als 40 Jahren die Programmschrift *Die Revolution der Literatur*, die der in Deutschland herrschenden "Butzenscheibenpoesie" ein jähes Ende bereitete. Von seinen zahllosen Werken verdient heute noch (oder wieder) *Dies irae* ein besonderes Interesse. Bekannt und durch eigenen Geist hervorragend sind seine militärwissenschaftlichen Arbeiten. Die Größe *Napoléons* wurde von ihm erfaßt. Alles, was er schrieb, war von Kampfgeist bestimmt. Die Leser der Sozialistischen Monatshefte kennen ihn aus seiner glänzenden Studie über die Zusammensetzung des Offizierkorps, namentlich der revolutionären Zeit Frankreichs, die hier im Jahr 1905 erschien.

Ende Januar starb in Mentone *Vicente Blasco Ibanex*, 60 Jahre alt. Er war ein Dichter, der in breitem naturalistischen Stil die spanische Welt zu schildern verstand. Sein Toreroroman *Die Arena* /München, Süddeutsche Monatshefte/ wurde als ein literarisches Stück von pompöser Großartigkeit weltbekannt. Eines seiner wesentlichsten Werke: *Die Toten befehlen*, erschien deutsch in der wertvollen *Cosmopolisreihe* des Verlags Paul List in Leipzig. Sein Roman von den Kriegsgreueln *Die Apokalyptischen Reiter* /Berlin, W. J. Mörlins/ läßt ihn als Deutschenfeind erscheinen. Aber der Dichter hat stets nachdrücklich bestritten es zu sein. In der Tat wäre solche Feindschaft mit seinem in die Weite und Tiefe gehenden Humanitätsglauben unvereinbar gewesen. Er war durchaus ein Mann, mit dem man sich

auch da verständigen konnte, wo er irrte. Er war stets ein Demokrat, auch als politischer Kämpfer in seinem spanischen Vaterland. Er mußte gerade darum zusammen mit Unamuno in die Verbannung gehen, weil er in einer fanatischen zündenden Broschüre gegen das Militärregiment protestierte, in dem er nur niedrige Geschäftsstreberei sah. Das schöne Gartenhaus, das Ibanez sich zum Verbannungsasyl in Mentone erbaute, hinterließ er als Stiftung; es sollen dort künftig Schriftsteller wohnen, die sich durch ihre eigene Kraft oder auch infolge geistiger Unterdrückung nicht mehr sonst eine Behausung schaffen können.

Kurze Chronik Die Brüsseler Akademie schuf einen *Literaturfonds* zur Unterstützung von Schriftstellern bei der Veröffentlichung wichtiger Werke sowie bei materiellen Schwierigkeiten im Alter. Das französische Unterrichtsministerium will eine nationale Kasse für Literatur, Kunst und Wissenschaften aus den Einkünften einrichten, die dem Staat von den Verlegern für die Ausnutzung freiverdender Werke zufließen. ◊ Den *Nobelpreis* für Literatur erhielt Grazia Deledda, die Erzählerin von Schicksalen der sardischen Menschen, unter denen sie lebte. Ein verehrender Landsmann Deleddas, Guiseppe Prezzolini, sagt von ihr: »Sie ist in ihrer Art die Menschen zu beobachten und in ihrem Empfinden für das Ernste und Schmerzliche des Lebens, das sich in ihrer Schreibweise widerspiegelt, unbeeindruckt geblieben. Bei all der Nervosität, Schamlosigkeit und literarischen Korruption stärkt und tröstet die Erscheinung dieser Frau, die so unverändert an ihrer einfachen und wahrheitsgetreuen Produktion fortarbeitet. Es gibt also doch noch in der Welt eine Stabilität des Gefühlslebens, die weder der Krieg noch die Mode ins Wanken bringen konnte.« ◊ Hermann Burte, den Pflegern der politischen Romantik ein Liebling, Fritz von Unruh und Franz Werfel erhielten den deutschen *Schillerpreis*, der am 10. November 1927 zum erstenmal verliehen wurde. Sie haben sich in die stattliche Summe von 7000 Mark zu teilen, auf die der Erfinder eines Mundwassers, Lingner in Dresden, noch 10 000 Mark darauflegte. ◊ Bei der neuerlichen Zuwahl zur Preussischen Akademie der Künste wurde *Gerhart Hauptmann* erneut eingeladen der Sektion für Dichtkunst als Mitglied beizutreten. Hauptmann, der vor 2 Jahren bei der Gründung dieser Sektion ab-

gelehnt hatte, hat nun seine früheren Bedenken überwunden und die Wahl angenommen: wie er an den Präsidenten Wilhelm von Scholz schreibt, weil er sich an dem Gedanken der Kameradschaftlichkeit nicht versündigen will. ◊ Als Nachfolger Anatole Frances wurde *Paul Valéry* in die Académie Française aufgenommen. ◊ Einen Einfall, der einem deutschen Verleger gegenwärtig kaum gekommen wäre, hatte der französische Verleger Laville in Paris: Er brachte Schillers Glocke, mit 16 Illustrationen von René Berti versehen, auf schönem Papier und in gutem Druck zu niedrigem Preis auf den Büchermarkt, um zu zeigen, daß man auch *bibliophile Ausgaben* zu erschwinglichen Preisen herstellen könne. ◊ In Deutschland haben das Kartell Lyrischer Autoren, der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten, der Verband Deutscher Erzähler und der Verband Deutscher Film Autoren in einer gemeinsamen Sitzung am 9. Dezember 1927 den *Reichsverband des Deutschen Schrifttums* begründet, der alle gemeinsamen Interessen der deutschen Schriftsteller vor der Öffentlichkeit, insbesondere vor den Behörden und den Parlamenten, vertreten soll.

Literatur Eine Auswahl aus den Tagebüchern der *Brüder Goncourt* wird, von Paul Wiegeler eingeleitet, durch den Verlag Albert Langen in München deutsch herausgebracht. Man wollte die Literaten charakterisieren und beschränkte sich darauf einige besonders imponierende Urteile der Goncourts über ihre schreibenden Zeitgenossen aufzubewahren. Dieser Anfang ist sehr erfreulich, obwohl gerade das Tagebuchwerk der Goncourts Erkenntnisse liefert, die weit über das literarische Interesse hinaus gehen. Sie waren eben unglaublich feinnasige Spürhunde für gesellschaftliche Zeitverhältnisse, sie waren ebenfalls verteuftelt auf richtige Analytiker der eigenen Natur. Da sie nun die merkwürdige Zwillingsbrüderschaft oder geistige Ehe bildeten, in der Jules das erfinderische und leichtbewegliche, Edmond das beharrliche und ausbauende Element bedeutete, liefern ihre Aufzeichnungen mehr Belehrung über die Menschen des dichterischen Schaffens als dicke ästhetische Bücher. Niemand hat sich noch um die Ausnutzung der Tagebücher unter solchen Gesichtspunkten gekümmert. In Frankreich ist die Furcht vor den Schreibern

dieser Tagebücher noch so groß, daß man in einem Giftschrank der Nationalbibliothek ihre gefährlichsten Tagebuchblätter versteckt. Herriot erwägt seit langem, ob er den Schlüssel zum Schrank hergeben soll. Die Frage wird augenblicklich in Frankreich aufregend diskutiert. Die Entscheidung muß bald fallen. Im übrigen sind auch schon viele von den Menschen gestorben, deren Wesen von den Goncourts unerbittlich zerlegt wurde. ◊ Philipp Witkop, der Verfasser vieler feinsinniger Dichtermonographien, versucht ein Lebensbild Tolstoj's zu formen, für den Volksverband der Bücherfreunde /Berlin, Wegweiser-Verlag/, und volkstümlich will er auch seine Aufgabe lösen. Es war nicht leicht den Riesenstoff so zu organisieren, daß das Wesentlichste erhalten blieb. Seine Aufgabe hat Witkop aber durch Bewunderung und Einfühlung geschickt erfüllt. Seine Tolstojbiographie ist lesbar und erfreulich auch durch die schönen Abbildungen. ◊ Am 25. Dezember 1927 wurde Alfred Kerr 60 Jahre alt. Joseph Chapiro nahm die Gelegenheit zum Anlaß, um ein Buch der Freundschaft für Alfred Kerr herauszugeben /Berlin, S. Fischer/. Es haben sich viele kluge Männer um den Jubilar gestellt und auch Anerkennendes gesagt, das dem Kritiker und Schriftsteller zur hohen Ehre gereicht. Der Herausgeber versuchte sogar irgendetwas Theoretisches zusammenzuzimmern, aus dem sich ergeben sollte, wie Alfred Kerr in die allgemeine Literaturgeschichte einzugliedern ist. Dieses Bemühen ist aber vergeblich. Was Kerrs Wesen bedeutet: das Funkelnde, die Manifestation der Überlegenheit, der unverwüstlichen Laune, der Scharfsichtigkeit und schließlich auch des sozialen Verantwortungsgefühls, alles dies wurde aus dem Tag geboren und stößt dann auch wieder in die Dauerhaftigkeit des Ewigen hinein, läßt sich aber nicht systematisch einordnen. Alfred Kerr muß sehr ernst genommen werden. Er tut es auch selber. Doch er will immer ein Spaziergänger durch die geistige Welt bleiben, amüsiert durch das Fremde, das ihn erfreut, ebenso amüsiert durch die Verliebtheit, mit der er seine eigene wohlgestutzte Natur hätschelt. Seine Aufsätze, Kritisches und Reiseberichte aus den letzten Jahren, wurden jetzt eben zu seinem Geburtstag, der keineswegs einen Übergang in das Patriarchentum sondern einen hurtigen Sprung zu neuer Schaffensfreude bedeutet, denn auch von ihm glänzend betitelt Es sei, wie es wolle, es war doch so schön!

Bewegungskunst / Heinrich Spaemann

Großstadt Es kennzeichnet den Entwicklungsstand der Großstadt, daß sie erst unter der Einwirkung des künstlichen Lichts zu erwachen und zu leben scheint, daß ihr Räderwerk uns erst am Abend auf beschwingte Flügel nimmt, während es einen unter den gleichen Bedingungen der Straße und des Verkehrs in der Trübe des Tages ermüdet und entnervt. Die Dynamik der Großstadt, das ist, heute noch, die Dynamik der abendlichen Straßen. Bei Tag kann man sich dem Strom der Bewegung nicht leicht und selbstverständlich überlassen, man muß sich anstrengen, um ihn überhaupt erst mit zu erzeugen. Da gibt es hundert Stockungen und Reibungen, deren selten mehr bewußte Ursachen fast immer auf einen Nenner zu bringen sind: Es ist der Widerstand der Hausfronten, die mit ihren Erkern, Giebeln, Vorsprüngen und Vorgärten dem Auge lauter tote Stellen, lauter widersinnige regellose Haltepunkte bieten und ihm jede Gleitfähigkeit nehmen. Das Mißverhältnis der Fassaden zum Wesen der Straßenbahn und des Automobils wirkt sich als Verkehrshindernis aus. Indes, die wirtschaftliche Konsequenz, mit der wir die alten Pflastersteine durch den Asphalt ersetzen mußten, mit der wir überall in unseren räumlichen und dynamischen Organisationen den Kleinkram der Einzelelemente durch große homogene Flächen ersetzen, scheint sich für Fassaden erst neuerdings zu ergeben. Und wenn man jetzt überall in den Hauptverkehrsstraßen, namentlich an den Eckhäusern, mit Renovierungen beginnt, bei denen Ornamente und Verkröpfungen beseitigt werden, so hat das seinen Anlaß in einem immer größeren Bedarf an Lichtreklame. Die Lichtreklame in ihrer heutigen Gestalt ist auf große helle Putzflächen angewiesen. Die Putzfläche fordert Beseitigung von Ornamenten und Profilen. Damit wird die neue Fassade Konjunkturobjekt: Die neue Architektur der Verkehrsstraße ist angebahnt. Interessant zu sehen, wie das Licht hier gleichsam aus sich heraus gestaltend auf die Architektur weiterwirkt. Es gibt eine Logik, die in den Dingen selbst liegt, und die uns erwarten läßt, daß wir eines Tages doch wieder zu einer Wesenseinheit der Dinge, zum "Stil" gelangen. (Diese Logik vorauszuahnen und aus ihr heraus zu gestalten ist die Aufgabe des im Zeitsinn Schaffenden.)

Gemeinsam ist den neuen Fassaden die rein horizontale Gliederung in dunkle Fenster- und helle Putzstreifen. Sie entspricht der Horizontalgliederung der Straße und führt das Auge reibungsloser an noch bestehenden Vertikalakzenten, wie Erker und Fensterlaibungen, vorbei. Natürlich wirkt das vielfach noch roh und ungeformt, als Renovierung, als Kompromiß. Eine im Sinn des modernen Verkehrsproblems schlechthin vorbildliche dynamische Lösung ist jedoch der Telschowumbau von Luckhard und Anker am Eingang der Potsdamer Straße in Berlin. Die an dieser Stelle äußerst schwierige Verkehrskurve ist präzise erfüllt und in der Schwingung des ganzen Hauses zum Vibrieren gebracht. Die Fassade hat die Glätte des Asphalts, ihre Wirkung ist die eines gleitenden Bandes. Die Fenster sitzen bündig mit der Außenfläche, die Zwischenräume sind schwarz verglast. An der stärksten Verkehrsstelle Berlins wäre jede Profilierung eine unzweckmäßige Beanspruchung der Sinne.

Baker Auch wer Josephine Baker nicht gesehen hat, weiß, wer sie ist. Ihre Auftritte in der Negerrevue waren Naturereignisse, deren karikaturistischer Gegensatz zum zivilisierten Kunstbetrieb sich auswirkt (siehe diese Rundschau, 1926 Seite 266). Ihr für alle Europäer unfaßliches Temperament, ihre tolle Erotik, ihr akrobatisches Können, die Art, wie sie in ungeheurer Eile über die Bühne lief, sämtliche Möglichkeiten der Körperverrenkung durchprobierte, wie sie Fratzen schnitt, schielte, mit den Flanken bebte, mit den Hüften spielte, wie sie sich drehte, wirbelte, sang, mit der Musik lebte: das alles bleibt unvergesslich. Sie hat jetzt ein von Marcel Sauvage niedergeschriebenes Buch herausgebracht (Josephine Bakers Memoiren, übertragen von Lili Ackermann, Zeichnungen von Paul Colin /München, Meyer & Jessen/), aus dem man erfährt, was sie von sich denkt und weiß, und in dem etwas vom Wesen und von der Faszination des Jazz und der Negerkunst überhaupt lebendig wird. Josephine hat den langen Schlaf, das gute Gewissen, die Ungeniertheit und die völlige Regellosigkeit der Kinder; so ist übrigens schon die Art/ihrer Erzählens: ein Gemisch von Meinungen, Geständnissen, momentanen Eindrücken, Stimmungen und Bildern, wobei sich alle Vorstellungen durchdringen; die Sprache der Synkopen. Sie glaubt an

den lieben Gott, ihre Tabus umfassen ein ganzes Register von merkwürdigen Dingen, Hasenpfoten und gekreuzten Strohhalmen. Teile ihre Lebens bringt sie mit Tieren, Ziegen, Kälbern und Kindern. Eine Zeitlang züchtet sie in der Theatergarderobe Kaninchen. Sie liebt das Essen, kennt keine Diätvorschriften, tut überhaupt, was ihr paßt; es passiert ihr, daß sie über einer guten Suppe das Engagement versäumt, oder daß man sie in ihrer Garderobe wiederfindet, wo sie nackt auf dem Fußboden liegend völlig hingeeben an einem Hummer nagt. Sie weiß nichts von "Kunst", kennt kein Rollenstudium, kein vorbereitendes Training, versteht nichts von Gymnastik. Tanzen ist ihr die natürliche Sprache des Körpers, ein Spiel, das sie nach den Erregungen ihres Temperaments und ihrer Laune zu steigern versteht, das sich aber erst im Zusammenhang mit Gleichgesinnten entzündet. »Inmitten eines Kreises von Menschen, die in die Hände klatschen und immer näher drängen, Männer und Frauen auf der gleichen Ebene mit ihnen, in gleichem Licht, Seite an Seite.« Das ist die Art der Volkstänze. Baker stammt aus den Negerquartieren von Saint Louis. (Die Südstaaten der Union sind die Heimat der Mississippi-songs, der ersten Negerchöre, des Jazz.) Ihre Laufbahn, nach armseligster Kindheit, ist eng verbunden mit dem Siegeszug der Negerrevuen und ohne diesen Kontakt nicht zu denken. Als sie ihn verliert, pfeift sie auf den ganzen Bühnenbetrieb, sie schlägt glänzendste Engagements aus und gründet ein eigenes Nachtcabaret in Paris. Möglich, daß ihr auch dieses Dasein nicht die Art Leben gibt, die sie braucht, und die sie sich träumte. »Ich werde mich verheiraten, so einfach wie möglich. Ich werde Kinder haben und viele Tiere. Die liebe ich, und ich will in Frieden leben zwischen Kindern und Tieren. Aber wenn eines meiner Kinder es sich einfallen ließe zum Cabaret zu gehen, ich schwöre Ihnen, ich würde es mit meinen eigenen Händen erdrosseln.« Das braucht nicht zu stimmen. Denn was sie von sich aussagt, ist nicht in seinem Inhalt sondern nur in der Art des Erzählens wesentlich. Nur was sie tanzt, nicht was sie spricht, erzählt uns den richtigen Inhalt ihres Lebens.

Spanischer Volkstanz

Ein Ensemble der Argentinien zeigte in Berlin spanische Volkstänze in der ursprünglichen Art und Entstehungs-

weise ihrer Heimat. Inszenierung mit Carmenprospekten. Einzeltänzer und -tänzerinnen lösen sich im Wettbewerb mit einander aus einer festlichen Gruppe von Männern und Frauen, die sich durch Stampfen, Zurufen, Klatschen und Kastagnettengeklapper unmittelbar beteiligen. Die Bewegungen der Männer, die, Brust heraus, Hinterteil heraus, eine Hand in der Hüfte, die andere überm Zylinder, in koketten merkwürdig präzisen obeinigen Figuren kaum vom Platz rücken, bestehen hauptsächlich aus einem leidenschaftlichen, aber gebändigten Stampfen, das an das zärtlich gebremste Trommeln verliebter Hähne erinnert. Dem entsprechen die Frauen, wenn sie sich mit rhythmisch ruckenden Kopfbewegungen und steifen geknickten Beinen über die Bühne schieben. Einige von ihnen rissen Musik und tänzerischer Instinkt auch zu feurigen und beschwingten Gestaltungen hin, wobei das gleichfalls hingerissene Publikum vom Parkett in die Stampf- und Klatschbegleitung des Publikums auf der Bühne einfiel. Das erinnerte von weitem an die Begeisterung bei der Negerrevue. Auch die Argentina stellte sich diesmal in den Rahmen der Schenken und öffentlichen Tanzplätze und der begleitenden Männer und Frauen. Ihre Tänze enthalten die Kraft und Elementarität, die Rhythmen und Figuren der Volkstänze, sind aber doch ins ausgesprochen Mondäne kultivierte, formal bedeutende Gestaltungen. Ihre Technik ist von Ballett und Revue her bereichert. Sie berührt den Boden stets mit ganzer Sohle; ihr Stiefelabsatz ist etwas höher als der ihrer Kolleginnen. Um die Argentina schart sich das selbe Publikum, das zu Josephine Baker drängte. Die Aktualität der beiden Tänzerinnen scheint auf gleicher Stufe zu stehen. Verschieden in den Graden ihrer Natur- und Kulturverbundenheit sind sie sich in der Zeitgestimmtheit gleich, etwa wie Tango und Charleston. Ihre Kunst, aus einer elementar sinnlichen Potenz, aus Rhythmus und Musik hervorgehend, ist eminent gesellig und damit auch gesellschaftsbildend.

Chinesische Akrobatik

Es gibt in Europa einige Chinesentruppen, deren Auftreten die meisten Tanztruppen in den Schatten stellt, deren tänzerisches Können, obwohl sie von Haus aus gar keine Tänzer sind, den Leistungen der Negerrevuen mindestens gleichkommt. 2 von ihnen konnte man jetzt in Berlin in der Scala sehen.

Als Akrobaten, Equilibristen und Jongleure sind *Bells Gladiatoren* beinahe unerreicht. Das artistische Können gibt ihnen aber nur die Elemente für ihre Kunst: Das sind Bewegungs- und Kampfspiele von Wildheit und Kraft, ein bis zur Raserei gesteigertes Konzert sich gegenseitig anfeuernder, kämpfender, fliegender, an den Haaren schwebender, rotierender Menschen, und über ihnen, zwischen ihnen, um sie herum ein Unisono schwerelos tanzender Dinge: schwirrende Säbel, rasselnde Metallstäbe, schwingende Seile, auf Stahlspitzen surrende Porzellanscheiben.

Die Spezialität der *Hai-Jongg-Truppe* sind schwierige Balancen. Ihre statischen Tricks sind schwierig und unbestechlich wie eine Wissenschaft, aber die Kunst liegt auch hier darin, wie diese Dinge ins Dynamische übersetzt, einem bestimmten Bewegungszusammenhang untergeordnet sind. Einmal läßt Hai Jongg seinen Körper Bein über Kopf zwischen den Armen hindurch über die Bühne rollen, während die Partnerin im Handstand auf seinen beiden Handflächen balanciert.

Artistische Tricks sind meist eine heute bestaunte, morgen vergessene Sache der Übung und Geduld. Den Chinesen dient sie gleichzeitig zur Gestaltung ihres ganzen Temperaments. Daran könnten fast alle europäischen Kollegen lernen.

Tanz

Neue Gruppentänze von einer bei ihr unbekanntem Verbindlichkeit und Lebensnähe zeigte *Gret Palucca*. Sie verzichtete hier nahezu völlig auf reine Abstraktionen oder ausdrucksmäßige Verwirklichungen. Wie sie im Schlußtanzen einen bestimmten rhythmischen Kontrapunkt einhielt, dabei mit überraschenden Verschiebungen und Wendungen die verschiedensten Bewegungsmotive ineinanderarbeiten oder sketchartig in Front gehen ließ, das hatte überlegenen Witz. Die Truppe war beinahe girlartig aufgezogen, wirkte schon im Kostümlichen ausgesprochen liebenswürdig und fühlte sich nicht als Instrument von Raumgliederungen. Ihre vom Gymnastischen ausgehende Art isoliert sich allerdings noch zu sehr im "Körpergefühl", im Privaten, es mangelt ihr daher an rhythmischer Präzision, überhaupt an tänzerischem Kontakt. Sie scheint aber auf dem Weg ihr ursprüngliches Tänzertum zu entdecken. In der Rhythmisierung von Bewegungseindrücken (Sport, Boxen, Verkehr) hat *Valeska Gert* den spontanen Elan ihres

Zirkus nicht wieder erreicht. Mit ihrem eigentlichen Gebiet, der Darstellung erotischer Typen, kommt sie mehr und mehr zur reinen Geste, die sie in Zeitlupentempo vorträgt. Ihre Fähigkeit zur Pointe und Nuance, ihr Instinkt für die Dinge der Zeit haben sich da recht verfeinert. Über so naheliegende und primitive Gestaltungen wie Kupplerin, Canaille ist sie hinaus. Ihre Themen heißen jetzt Erzengel, Amme, Frühling. Die Kennerschaft, mit der sie hier das Religiös-Heilige, das Mütterlich-Zärtliche, das Unschuldig-Reine als Libidoerscheinungen veranschaulicht, macht allen Freudianern Spaß. Ihre Leistung gehört heute mehr der darstellenden als der Bewegungskunst an.

Variété Aus dem Land Buster Keatons kommt *Ben Blue*, der auch in der Berliner Scala auftrat. Ein graues strohhutbedecktes Kleiderbündel betritt die Gummimatte, gleitet lautlos, reibungslos dahin, wird selber zu Gummi, befindet sich im Gummi sozusagen buchstäblich in seinem Element, tut aber noch ein übriges und zeigt sich in der Metapher: als smarterer eleganter Schlittschuhläufer in der Arena, als munter Fisch, als sterbender und zum Sterben bestimmter Schwan im Teich. *Ben Blue*, eine Mischung von strahlender Wichtigkeit und mechanischer Aufgedretheit, absolviert sein Pensum wie ein eingelerntes Kinderspiel, wie eine Schulaufgabe. Zudem ist er unaufmerksam, leicht abgelenkt. Es kommt vor, daß ihm ganz zusammenhanglos ein Bein in der Luft stehen bleibt, oder daß ein Teil seiner Finger sich selbständig machen will. Erstauen verschluckt ihn nahezu, macht ihn, Rücken gegen das Publikum, für eine Weile unsichtbar, sobald er Ungewöhnliches entdeckt, sei dies auch der eigene Schatten an der Wand. Zwischendurch probiert er eine kleine Treppe hinunterzugehen, zuerst mit beiden Beinen, dann richtig Schritt für Schritt; dabei bekommt die Treppe Gewalt über ihn, das heißt, nachdem sie zu Ende ist, setzt sie sich in *Ben Blue* noch fort, wird *Ben Blue* noch zur Treppe, nämlich kleiner und kleiner, schließlich verschwindet er in einem imaginären Kellerloch. Alles in allem weiß *Ben Blue* uns davon zu überzeugen, daß er bis zu dem Moment, da er in Erscheinung tritt, noch nicht geboren war, daß er sich gewissermaßen selber neu ist, ein vom Himmel gefallener Kautschukmann, der halb in die Gegend der Sachen rangiert.

Totenliste Am 27. Dezember 1927 starb *Lucy Kieselhausen* in Berlin an Verbrennungen durch eine Benzingasexplosion. Ein Jahrzehnt hindurch galt sie als eine der kultiviertesten Erscheinungen der deutschen Tanzbühne. Sie war Wienerin von Geburt und Art, ihr eigentliches Gebiet der Wiener Walzer, dem sie immer neue Gestaltungen abgewann. In Erinnerung geblieben ist auch ihre außerordentliche Sorgfalt im Kostümliehen und Farbigen. Sie neigte überhaupt zum Malerischen, etwas wie eine Verbindung von Konzertsaal und Kunstsalon schien ihr vorzuschweben. In den dünnen kunstgewerblichen Traditionen ihrer Heimat fand sie wohl nicht den Boden, um hier einen entscheidenden Schritt vorwärts zu tun, ebensowenig wie sie je über die Tatsache Walzer hinauskam. Auch in den Operaufführungen der Berliner Großen Volksoper, in denen sie mitwirkte, ist sie tänzerisch nicht zu Neuem vorgedrungen. Ihre Grenzen erkennend hatte sie vor einigen Jahren den seltenen Mut ihre Karriere als Tänzerin abzuschließen. Am 2. Januar 1928 starb in Paris, wo sie sich zuletzt niedergelassen hatte, *Loie Fuller*, im Alter von 58 Jahren. Vor 30 Jahren war sie eine internationale Berühmtheit als Schöpferin des Serpentintanzes, eines dekorativen Farben- und Linienspiels, in dem sie, in Schleier gehüllt, die Beleuchtungseffekte des farbigen Scheinwerfers benutzte, was damals unerhört neu wirkte und den Aufgang einer neuen Tanzkunst verhieß. Anatole France schrieb über sie und unterhielt sich gern mit ihr, angezogen von der seelischen Feinheit ihres Wesens. Sie wurde von vielen, so von Th. Th. Heine, gezeichnet und gemalt. Sie beschäftigte sich auch mit den ultravioletten Strahlen und den Forschungen Marie Curies, wodurch sie der Erblindung nahe kam. In einem Memoirenbuch hat sie über ihr wechselvolles Schicksal berichtet.

Kurze Chronik Alexander Laszlo versuchte in einem abstrakten Film *Pacific 231* die Musik Arthur Honeggers ins Optische zu übersetzen. Eindrücke bei einer Schnellzugfahrt, speziell dynamische, sollten abstrahiert und zu gedrängter Wirkung gebracht werden. Der Film ließ jedermann kalt. Was auf der Leinwand vor sich ging, waren anschauliche, an vorbeifliegenden Telegraphenstangen, Landschaftsfetzen, Schienenperspektiven und

ineinanderarbeitenden Maschinenteilen realisierte Tempovariationen, ohne wirkliches Tempo, ohne filmische Kraft. Es ist nicht nötig eine so große und elementare Angelegenheit wie den dynamischen Ablauf der Schnellzugfahrt überhaupt in irgendeiner Form noch einmal darzustellen. Die Wirklichkeit ist da immer stärker und mindestens ebenso eindeutig wie jede Abstraktion, sie ist keiner Zusammenfassung bedürftig, ob sie nun 8 Stunden oder 10 Minuten dauert. ◊ In der *Maison du Livre* in Berlin skizzierte Philippe Soupault aus Paris die Tendenzen des *modernen französischen Kinos*: Loslösung des Films von literarischer Handlung, rein auf ihre optischen Mittel gestellte Filmkunst, die neue Einblicke in das Wesen der Bewegung gibt. Der Vortrag gab kein völlig zureichendes Bild, Léger und Picabia wurden nicht einmal erwähnt; immerhin regte er an über die Grenze zu sehen. ◊ Anfang dieses Jahres wurde in Berlin ein *Volksverband für Filmkunst* gegründet, der die künstlerische, soziale und politische Filmreaktion bekämpfen will. ◊ Unter dem Namen *Filmmusikunion* hat sich eine Reihe Musikverlagsfirmen zur Förderung der filmmusikalischen Komposition zusammengeschlossen. Sie will durch Herausgabe praktisch und künstlerisch wertvoller Filmillustrationsmusik zur Komposition originaler Filmmusik anregen. ◊ Den Versuch der Wiederbelebung von Volkstänzen machte in Berlin der *Niedermärkische Tanzkreis*, der eine große Anzahl von Mädchen und Jünglingen zur Vorführung alter Tänze, des Schottisch, der Kreuzpolka, vereinte.

Literatur Über Gaukler im Altertum berichtet *Alexander Gahéis* im 10. Helt der *Tusculumschriften* *Neue Wege zur antiken Welt* /München, Ernst Heimeran/. Akrobatik und Artistik begegnen uns schon in den ältesten Denkmälern der Literatur und Malerei. Bei Homer kommen Rad-schläger vor, in kretischen Wandmalereien ein Handstand auf galoppierenden Stieren. Von einer regelrechten Variététruppe unter Leitung eines Impresarios erzählt Xenophon im Symposium. Jedes Mitglied beherrschte mehrere Kunstfertigkeiten zu gleicher Zeit. Ein Mädchen jonglierte mit 12 Ringen, vollbrachte den Kopfsprung durch einen mit Schwertern gespickten Reifen, sang zur Flöte und tanzte im Dionysischen Ballett. Von jeher gehörten Seiltänzer (im Lateinischen und Griechischen

richtiger Seilgänger) zu den beliebtesten Artisten. Ein alter Dichter beklagt sich, daß das Publikum aus dem Theater fortläuft, wenn eine derartige Veranstaltung irgendwo in der Nähe auftaucht. Seiltänze wurden meist ohne Balancierstange auf hohen Stelzen ausgeübt, in der Schwierigkeit dürften sie modernen Variéténummern nichts nachgegeben haben. Unter den Equilibristen waren besonders diejenigen geschätzt, die ihre mutige Kunst unter Gesang und Tanzbewegungen produzierten. Fasadenskletterer traten im Zirkus auf, wo sie sich von einem wilden Tier in die Enge treiben ließen, um dann im letzten Augenblick an einer senkrechten Wand emporzuklettern. Die alten Germanen übten sich in Schwertertänzen und Kampfspielen, die dann als bezahlte Nummern nach Rom importiert wurden. Größtenteils jedoch sind die Gaukler des Altertums Griechen gewesen. Es bliebe einmal festzustellen, inwieweit alle diese Leute mit asiatischen Traditionen arbeiteten. ◊ Unter dem Titel *Der 9. Januar* /Berlin, Malikverlag/ gibt *Maxim Gorkij* einen kurzen und in seiner Einfachheit erschütternden Bericht der Vorgänge am 9. Januar 1905, als die Petersburger Arbeiter vor das Winterpalais zogen, um dem Zaren eine Bittschrift zu überreichen, und von dem Blutbad, das unter ihnen angerichtet wurde. Bei dieser Bewegung, die den Anfang der russischen Revolution bildet, spielte bekanntlich der Priester Gapon eine Rolle, weniger selbst führend als von den Ereignissen fortgerissen. Berichte von Augenzeugen und Dokumente sind dem Büchlein beigegeben. Auf das Büchlein sei in dieser Rundschau hingewiesen, weil es auch den Text zu dem Russenfilm vom Blutsonntag abgibt. ◊ In *Curt Morecks* Sittengeschichte des Kinos /Dresden, Paul Aretz/ will der Verfasser, wie er in der Einleitung sagt, sich mit voller Objektivität auf die Feststellung von Tatsachen beschränken, denn jede Kritik widerspreche dem Sinn einer sittengeschichtlichen Darstellung. Leider verzichtet er außerdem auf jede künstlerische Wertung des Films, und er füllt einen großen Teil des Buchs mit der Beschreibung besonders schlechter Filme und der Wiedergabe kritischer Preßstimmen. Weshalb soll eine Sittengeschichte keine kritische Wertung enthalten dürfen? Sie würde doch ebenso gut hineinpassen wie die Darstellung der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Kinematographie, die übrigens gerade die wertvollsten Kapitel dieses Buches sind.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Werkstofftagung

Wohl die glänzendste und bedeutendste technische Veranstaltung des Jahres

1927 war die mit einer grandiosen Ausstellung verbundene Werkstofftagung im Oktober und November in Berlin. Die Idee dieser Veranstaltung war vom Verein Deutscher Ingenieure ausgegangen, der sie auch unter Zustimmung und tätiger Mitwirkung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, der Gesellschaft für Metallkunde und des Zentralverbands der Deutschen Elektrotechnischen Industrie verwirklicht hat. In Konsumenten- wie in Produzentenkreisen war man sich im Lauf der letzten Jahre darüber klar geworden, daß die Werkstoffverbraucher zu wenig vom Werkstoff selbst, und die Werkstoffherzeuger zu wenig von den Anforderungen der Verbraucher an den Werkstoff wußten. Der Zweck der Werkstofftagung war also eine gegenseitige Belehrung und Verständigung der beiden Hand in Hand mit einander arbeitenden Interessentkreise, die durch Vorträge, Aussprachen und Vorführungen herbeigeführt werden sollte. Nachdem dieser Gedanke einmal ausgesprochen war, wirkte er propagandistisch für sich selbst, und es war von vornherein eine starke Beteiligung für die Durchführung zu erwarten. Der Erfolg übertraf aber doch alle Vorausberechnungen. Von 196 Vortragenden waren 226 Vorträge angekündigt worden, wobei man auf etwa 2000 Teilnehmer rechnete; in Wirklichkeit aber wurden rund 8000 Teilnehmerkarten ausgegeben. Damit die Vorträge nicht in rein akademischen Erörterungen stecken blieben, war man sich darüber klar geworden, daß sie durch planmäßige Vorführungen von Anschauungsmaterial ergänzt werden mußten, und sehr bald stellte sich auch die Notwendigkeit heraus die Werkstoffprüfung praktisch zu demonstrieren. Daraus ergab sich eine Werkstoffschau, für die das Ausstellungs- und Messeamt der Stadt Berlin seine große Automobilhalle zur Verfügung stellte. Bei einigermaßen gut durchgeführter Propaganda erwartete man einen starken Besuch aus den Kreisen der Ingenieure und Industriellen Deutschlands. Aber schon bei der Eröffnung begann ein gewaltiger Zustrom aus dem In- und Ausland, und auch das Laienpublikum interessierte sich in einem solchen Umfang für die eigenartige Schau, daß während ihrer kurzen

Dauer von 3 Wochen nicht weniger als 235 000 Besucher gezählt wurden, wovon 45 000 auf Schulen entfielen. Der Zudrang war so enorm, daß er, besonders in den letzten Tagen, die fachmännischen Besucher am Studium hinderte; und das, obwohl, aus Gründen des Raum- und Zeitmangels, die Schau ausschließlich auf die Metalle und Isolierstoffe beschränkt werden mußte. Ein Beweis dafür, mit welch lebhaftem Interesse das große Publikum der technischen Entwicklung folgt, daß nicht nur Sport und Tanz es ausfüllen.

Besonders charakteristisch war die völlige Anonymität der Ausstellung. Die einzelnen Firmen wollten nicht ihre eigenen Leistungen zur Schau bringen, sondern sie hatten sich innerhalb der verschiedenen Fachgruppen dahin geeinigt nur das Wesentliche, das den Stand der Technik wirklich Kennzeichnende vorzuführen. Mit Recht hebt deshalb auch Conrad Matschoß in der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure hervor, daß »dieses vollkommene Zurücktreten der privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte der einzelnen Firmen gerade vom Auslande aus als kennzeichnend für die Zielsicherheit der deutschen Technik und Industrie und für den Willen zur Gemeinschaftsarbeit hoch anerkannt worden ist«.

Die Werkstofftagung hatte sich in 3 Hauptgruppen: Stahl-Eisen, Metalle, Isolierstoffe der Elektrotechnik, gegliedert. In der Schau trat die sekundäre Gliederung: Werkstoffübersicht und Prüffeld, in den Vordergrund. Das Prüffeld nahm den untern Raum der Halle mit 9270 Quadratmeter Flächenraum fast vollständig in Anspruch. Ständig arbeiteten mehr als 200 Prüfmaschinen, mit denen Bruch-, Reiß-, Biegefestigkeit, Härte, Elastizität, Struktur, Widerstandsfähigkeit gegen Atmosphärien und Chemikalien, Isolierfähigkeit usw. ermittelt wurden. Die Prüfung mit Hilfe von Röntgenstrahlen wurde im Betrieb durchgeführt, auf einem elektrischen Prüffeld lockten die Versuche mit Spannungen bis zu 1 Million Volt ständig eine dichtgedrängte Zuschauerschaft an. Erstaunte Blicke wurden in die Laboratorien unserer modern ausgestatteten Werke geworfen, in denen kostbarste Apparate und Instrumente zu sehen waren; Mikroskope, Spektrographen, Pyrometer, Dünnschliffapparate, Vorrichtungen zur Kathodenzerstäubung usw., deren Bedeutung für die Metallforschung und die Materialuntersuchung aber hier sinnfällig demonstriert wurde.

Mit der Einrichtung und dem Ausbau der Ausstellung, die in jahrelanger Arbeit sorgfältig vorbereitet war, hatte die deutsche Industrie ganz erhebliche Opfer auf sich genommen. In der großen Halle mußten Laufkräne eingebaut, für die schweren Prüfmaschinen tiefe Fundamente errichtet werden. Es mußten zahlreiche Leitungen für Gas, Wasser, Elektrizität neu hergestellt und eine gewaltige Beleuchtungsanlage neu geschaffen werden. Dazu kamen für die einzelnen Fachgruppen noch die Kosten für die Maschinen, deren Transport und Aufstellung und schließlich noch der Ausfall, den ihre Mitglieder dadurch erlitten, daß die hervorragenden fachwissenschaftlichen Mitarbeiter Wochen hindurch ihren eigentlichen produktiven Arbeiten entzogen waren. Diesen materiellen Opfern stehen unmittelbare Gewinne nicht gegenüber, und auch der mittelbare Gewinn ist im Grunde rein ideeller Art. Er besteht hauptsächlich in der gegenseitigen Befruchtung durch den Austausch von Kenntnissen und Erfahrungen, wie er in dem gleichen Umfang von den bestehenden Lehranstalten auch nicht entfernt vermittelt werden kann. Die 3wöchige Werkstofftagung war auf dem Spezialgebiet der Stahl-, Eisen-, Metall-, Isolierstoffherzeugung, ihrer Prüfung und Verwertung ein polytechnischer Hochschullehrgang von allerhöchster Bedeutung und nachhaltiger Wirksamkeit. Die Anerkennung durch die Regierungen, die die Werkstofftagung fand, war also wohlverdient. Stolz aber können ihre Veranstalter auf die Anerkennung sein, die ihre Leistung im Ausland fand. Die deutsche Arbeit erobert sich wieder Weltgeltung.

Bedienungslose Elektrizitätswerke Die Ausnutzung von Wasserkraften zur Erzeugung von Elektrizität hat vor Dampfkraftwerken den Vorzug, daß das Betriebsmittel keinen Kostenaufwand erfordert. Dagegen sind häufig die Baukosten für Wasserkraftwerke so erheblich, daß trotzdem die Rentabilität in Frage gestellt wird. Da vorhandene Wasserkraften meist an ungünstigen Stellen im Gebirge und fernab von jeder Siedlung liegen, so erhöhen sich die Baukosten außerdem noch durch den Zwang Wohnhäuser für das Bedienungspersonal zu errichten. Deshalb sind kleinere Wasserkraften, besonders solche mit unregelmäßiger Wasserlieferung, bis in die letzte Zeit unausgenutzt geblieben, vor allem dann, wenn die Bedienungskosten außer jedem Verhältnis zu der

gelieferten Elektrizitätsmenge gestanden hätten. Die guten Erfahrungen, die in den Vereinigten Staaten von Amerika mit bedienungslosen Elektrizitätswerken gemacht worden sind, haben aber neuerdings auch auf dem europäischen Kontinent die Aufmerksamkeit auf bisher unausgenutzte Wasserkraften gelenkt, und es sind die Bedingungen genau untersucht worden, die erfüllt sein müssen, um bedienungslose Kraftwerke rentabel erscheinen zu lassen. Ihr besonderer Vorteil besteht darin, daß sie an jeder beliebigen Geländestelle errichtet werden können, wo sich die günstigste Gefällesausnutzung ermöglichen läßt. Weiter lassen sich Gesamtgefälle ohne kostspielige Wasserbauten leichter in mehreren Stufen ausnutzen, und schließlich reduzieren sich die reinen Personalkosten auf die Revision einmal in der Woche oder in noch längeren Zeiträumen.

Damit bedienungslose Elektrizitätswerke ihren Zweck voll erfüllen, müssen sie entweder von fern eingeschaltet werden können, oder sie müssen sich selbsttätig einschalten, wenn bestimmte Betriebsverhältnisse im Versorgungsnetz eine Leistungssteigerung bedingen. Daneben müssen automatische Einrichtungen für das Synchronlaufen der eingeschalteten Generatoren vorhanden sein, damit sich ihre Parallelschaltung auf das Netz ohne Schwierigkeiten vollzieht. In technischer Beziehung lassen sich diese Bedingungen leicht realisieren. Es müssen aber außerdem noch Einrichtungen vorhanden sein, die beim Auftreten von Störungen automatisch das Werk stilllegen. Bei vorübergehenden Störungen, also etwa bei Sinken des Wasserstands, momentaner Temperaturerhöhung der Maschinen infolge von Überlastung muß sich das Werk automatisch ausschalten und wieder von selbst einschalten, wenn die Störungen aufgehört haben. Es können aber auch wirklich gefährliche Störungen auftreten, wie Heißlaufen der Lager, Aufhören des Ölstrucks zur Einstellung der Turbinenschaufeln infolge Reißens eines Pumpenriemens und dergleichen. In diesen Fällen muß es aber, nachdem sich das Werk selbsttätig ausgeschaltet hatte, unmöglich sein es von fern wieder in Gang zu setzen, ehe der Fehler grundlegend beseitigt ist; der Fehler muß sich in der Zentrale natürlich selbsttätig anzeigen. Auch hier ist die Technik in der Lage alle Bedingungen zu erfüllen: Bei Wassermangel bewirkt ein Schwimmer die Abschaltung, wenn er unter einen bestimmten Punkt gesunken ist, und die Wiedereinschaltung, wenn er

wieder auf die Normalstellung emporgestiegen ist. Bei Überlastung der Maschinen funktioniert entweder ein Überstromrelais, oder es werden Widerstandsthermometer eingebaut, die bei Überschreiten der zulässigen Temperaturgrenze automatisch die Maschine abschalten und wiedereinschalten, wenn die Temperatur der Maschine gesunken ist. Die selben Mittel werden auch zweckmäßig angewandt, wenn der Öldruck zur Schaufeleinstellung gesunken ist. Das dann angewandte Relais darf in diesem Fall aber keine selbsttätige Wiedereinschaltung ermöglichen. Beim Heißlaufen von Lagern können auch leichtschmelzbare Metallstöpsel benutzt werden, die beim Ausschmelzen die Maschine stillsetzen. Bei größeren Generatoren wird zweckmäßig auch ein automatischer Generatorschutz vorgesehen, der in Tätigkeit kommt, wenn im Generator selbst ein Fehler eintritt.

Nachdem sich die deutsche Elektrotechnik ernstlich mit den Bedingungen für die zweckmäßige Einrichtung bedienungsloser Elektrizitätswerke beschäftigt hat, steht zu erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit auch kleinere und in fast unzugänglicher Wildnis gelegene Wasserkräfte ausgebaut werden dürften.

Fernsehen Zwischen Wien und Berlin findet bereits ein regelmäßiger Bildfunkverkehr statt, schriftliche Nachrichten, auch Wechsel, Schecks, Fahndungsnachrichten mit den Porträts werden hierbei auf drahtlosem Wege bildmäßig übertragen. Die Übertragungen haben deshalb auch urkundliche Bedeutung. Seit Mitte 1926 wird von München aus täglich die Wetterkarte, gelegentlich auch ein Strichbild drahtlos in die Welt hinaus gesandt. Und die Zeit ist nicht mehr fern, wo jeder Rundfunkhörer die Möglichkeit haben wird mit einer nicht zu kostspieligen Apparatur nicht nur mechanisch oder photographisch gezeichnete Bilder zu empfangen sondern sogar Bilder von ruhenden Gegenständen sowohl wie auch selbst von Bewegungsvorgängen aus einer beliebigen Entfernung in seinem Auge wiederersehen zu lassen.

Das Prinzip der drahttelegraphischen Bildübertragung ist bereits vor genau 80 Jahren entwickelt worden. Die praktische Durchführung scheiterte jedoch an dem Mangel eines trägheitslosen Relais und an der Schwierigkeit Geber und Empfänger vollkommen synchron arbeiten zu lassen. Nach der Überwindung dieser Schwierigkeiten konnte das Prin-

zip der Bildübertragung zunächst auf dem Telegraphendraht als gelöst betrachtet werden, und seit der enormen Entwicklung der Funk- oder Wellentelegraphie oder -telephonie ist auch die drahtlose Fernübertragung nicht mehr als Problem aufgefaßt worden. Jeder Radioamateur vermag sich heute wenigstens das Prinzip der drahtlosen Bildübertragung leicht klar zu machen. Aus diesem Grund wird er sich aber nicht nur mit der rein theoretischen Erkenntnis begnügen sondern versuchen Klarheit über die praktische Durchführbarkeit und über die Lösung der hierbei auftretenden Schwierigkeiten zu erhalten. Hierüber bringt ihm die Arbeit Gustav Eichhorns Wetterfunk, Bildfunk, Television /Leipzig, B. G. Teubner/ eine leichtfaßliche und ausreichende Aufklärung. Ein kurzer geschichtlicher Abriss führt den Leser rasch in die Materie ein, und die mit ausgezeichneten Abbildungen illustrierte Darstellung der wichtigsten deutschen Verfahren Max Diekmanns, Arthur Korns und des Systems Telefunken-Karolus vermittelt ihm eine klare Einsicht in die praktische Durchführung dieser Verfahren. Reiche Literaturnachweise ermöglichen es dem Leser auch noch tiefer in dieses interessante und aussichtsreiche Gebiet der Fernmeldetechnik einzudringen.

Totenliste Mitte Juli 1927 starb plötzlich, in seinem 60. Lebensjahr, der Ingenieurchemiker *Hans Blücher*, der sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der chemischen Apparatur einen Namen gemacht hat. Er leitete lange Zeit einen besondern Teil der Chemikerzeitung, die *Chemische Praxis*, die die maschinellen Einrichtungen der chemischen Betriebe studierte und beschrieb. Er veröffentlichte eine Anzahl von Arbeiten, von denen besonders das *Auskunftsbuch für die chemische Industrie*, das 1902 herauskam, außerordentlich geschätzt wird. Gemeinsam mit Krause hat er den *Ernolith* aus Hefe hergestellt.

Im August starb in Gösting bei Graz der außerordentliche Professor an der Grazer Technischen Hochschule *Theodor Schenkel*, 67 Jahre alt. Schenkels Arbeiten, denen er in zahlreichen Stellungen diente, bezogen sich auf Straßen- und Eisenbahnbau, Licht-, Kraft- und Wasserversorgung, Kanalisation und dergleichen. Er baute auch die Hochstraße Heiligenblut-Glocknerhaus. Im November starb der Dekan des Tung-Chi-Polytechnikums in Schanghai *Bern-*

hard Berrens, im Alter von 47 Jahren. Er war im Rheinland geboren, studierte bei Fischer und Prandtl. Lange Zeit wirkte er als Konstruktionsingenieur. Mitte Januar 1928 starb in Lübeck der Chef des Drägerwerks *Bernhard Dräger*. Er hat für Taucher- und Rauchhelmausrüstungen eine Vorrichtung geschaffen, die es ermöglicht die verbrauchten Atmungsgase zu regenerieren. Für die Schutzmaßnahmen im Bergbau und bei der Feuerwehr sowie für Tiefseearbeiten sind die Drägerschen Apparate von großer Bedeutung geworden.

Kurze Chronik Die Verwendung der *Sulfittlauge*, wie sie in Schweden bei der Zellstofffabrikation abfällt, soll auf eine neue Basis gestellt werden, nachdem die Eindickung der Lauge und die Herstellung von reinem Sulfitspiritibus die erwarteten Erfolge nicht gezeitigt hatten. Man will jetzt ein Gemisch von 99,5prozentigem Sulfitspiritibus mit Benzin für Benzinmotoren in den Verkehr bringen. Das Gemisch besteht aus 25% Spiritibus und 75% Benzin; es soll einen in Benzinmotoren nichtklopfenden Brennstoff darstellen. Daneben wird Sulfittlauge auch noch in großem Umfang als Staubbindemittel für chaussierte Straßen verwandt. \diamond Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk nahm den Bau einer *220 000-Volt-Leitung* von Osnabrück über Bielefeld nach Paderborn in Angriff. \diamond Beim Walchenseewerk soll zur Ausnutzung von Überstrom eine *Pumpspeicheranlage* errichtet werden, die Wasser vom Kochelsee nach dem Walchensee zurückbefördert. \diamond Die Wiener *Gaswerke* erzeugten 1926 270, die Londoner 1330 Millionen Kubikmeter Gas. \diamond Den *größten Dampfer* der Gegenwart wird die Cunardlinie bauen lassen. Der neue Luxusdampfer von 60 000 Tonnen mit einer Aufnahmefähigkeit von 5000 bis 6000 Mann Besatzung und Passagieren soll 6 Millionen Pfund Sterling kosten und in 2½ Jahren fertiggestellt sein. \diamond Die Anzahl der *Rundfunkteilnehmer* in Deutschland hat im Dezember 1927 2 Millionen überschritten. \diamond Die öffentlichen Kraftwerke *Englands* haben 1926 etwa 7,8 Milliarden Kilowattstunden abgegeben. Die Steigerung seit 1922 beträgt 64%. Der Kohlenverbrauch war in der gleichen Zeit aber nur um 27,5% gestiegen und betrug 1926 8,4 Millionen Tonnen. \diamond Der jährliche Strombedarf der *Tschechoslowakei* beträgt nach amtlichen Angaben rund 3 Milliarden Kilowattstunden. Die vorhandenen Werke können davon höch-

stens ein Drittel liefern. Durch Ausbau aller Wasserkräfte könnte etwas mehr als die Hälfte des Bedarfs geleistet werden. \diamond Die 22 größeren Flüsse *Armeniens* gestatten die Gewinnung von 1,5 Millionen Pferdekraften.

Literatur Die bei der Popularität des Radios heute allgemein interessierenden wissenschaftlichen *Grundlagen des Rundfunkempfangs* behandelt eine, von Karl Willy Wagner im Verlag Julius Springer in Berlin herausgegebene Sammlung von Vorträgen, die von dem Außeninstitut der Technischen Hochschule Berlin, dem Elektrotechnischen Verein und der Heinrich-Hertz-Gesellschaft zur Förderung des Funkwesens veranstaltet und von hervorragenden Forschern und Kennern des Funkwesens im Winter 1925-1926 gehalten worden waren. Über die Kulturaufgaben des Rundfunks sowie über seine Organisation und Technik sprach Wagner selbst. Die akustische Seite der Frage behandelten Franz Aigner, Walter Hahnemann und Walter Schottky in 3 gesonderten Vorträgen. Die physikalischen Grundlagen der Empfangstechnik wurden von Hermann Salinger, Ausstrahlung, Ausbreitung und Empfang der elektrischen Wellen von Reinhold Rüdberg eingehend behandelt, während Abraham Esau die Störungen des Empfangs durch unregelmäßige Wellenausbreitung und die atmosphärischen Störungen darlegte. Als weitere Abschnitte folgen dann: Die Wirkungsweise der Elektronenröhren von Heinrich Rukop, das Schwingaudion von Hans Georg Möller, Allgemeine Verstärkertheorie von Heinrich Barkhausen, Niederfrequenzverstärker von Bruno Pohlmann und Kunstsaltungen von Gustav Leithäuser. Den Beschluß machen die Abhandlungen über Anforderungen an die Einzelteile der Rundfunkempfänger und über die Gesichtspunkte für den Bau der Geräte von Friedrich Eppen und über Rundfunkwellenverteilung, Zusammenfassung der wichtigsten Grundlagen für den Empfängerbau sowie Typenbeschränkung von Hermann Harbrich. Wie aus der kurzen Inhaltsangabe ersichtlich wird, sind alle Fragen des Rundfunkwesens dargestellt worden, und die Autoren bürgen für den wissenschaftlichen Wert und die technische Zuverlässigkeit ihrer Abhandlungen. Das ganze Werk ist wohl das beste und vollständigste Kompendium nicht nur des Rundfunkwesens sondern auch der wichtigsten Teile der Hochfrequenztechnik.

Verkehr / Otto Schmidt**Staat und Verkehr**

Der ordentliche Haushalt des Reichsverkehrsministeriums für das Jahr 1928 erfordert bei 177,7 Millionen Mark Ausgaben und 33,1 Millionen Mark Einnahmen einen Zuschuß von 144,6 Millionen Mark; im außerordentlichen Haushalt betragen die Ausgaben 53 Millionen Mark, die Einnahmen 30 000 Mark, so daß sich der Gesamtzuschuß auf 197,6 Millionen Mark erhöht, gegen 219,9 Millionen im Jahr 1927. Von den einzelnen Aufwendungen des Reichs für Verkehrszwecke sind unter anderem hervorzuheben: 27,7 Millionen Mark für Unterhaltung und Betrieb der Binnenwasserstraßen, 19,6 Millionen für Unterhaltung und Betrieb der Seewasserstraßen, 24,5 Millionen (im außerordentlichen Haushalt) für die Vollendung des Mittellandkanals und 3 Millionen für die Umkanalisierung des Untermain. Zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke auf dem Gebiet des Luftfahrwesens sind 19,5 Millionen Mark und für das Kraftfahrwesen 870 000 Mark vorgesehen, für die Subventionierung der dem öffentlichen Verkehr dienenden Luftfahrunternehmen 20,16 Millionen, für Förderung der Flughäfen 1,05 Millionen, für die Fliegerausbildung 4,75 Millionen. Zur Unterstützung des Baus von Eisenbahnen, die nicht dem allgemeinen Verkehr dienen (Klein- und Nebenbahnen), sind wieder wie im vorigen Jahr 5 Millionen Mark zur Verfügung gestellt worden. Für die verstärkte Beteiligung des Reichs an Kraftverkehrsgesellschaften sollen 2 Millionen Mark ausgeworfen werden, damit das Reich eine planmäßige Organisation des Automobilliniverkehrs durchführen kann. Auch die Deutsche Reichsbahngesellschaft, die den Ausfall an Einnahmen im Personen- und Güterverkehr infolge der Konkurrenz der Automobile auf 255 Millionen Mark jährlich schätzt, wird in Zukunft durch eigene Automobillinien mehr als bisher versuchen den verlorenen Verkehr wieder zu erfassen und neuen zu gewinnen. Für diese Zwecke stellt die Reichsbahn zunächst 3,6 Millionen Mark bereit. Der Reichsverkehrsminister ließ dem Reichstag eine ausführliche Denkschrift über ein eingeschränktes Ausbauprogramm für die gesamten Kanalbauten zugehen. Es sieht bis zum Jahr 1937 vor: 1. den Bau des Mittellandkanals von Peine bis Burg, 2. die Fertigstellung des Ihlekanals, des Plauerkanals und des Oder-Spree-Kanals, 3. die Vollendung der Staustufe in der Donau am

Kachlet bei Passau, die Niedrigwasserregulierung der Donau von Regensburg bis Passau, die Kanalisierung des Mains von Aschaffenburg bis Würzburg und 4. die Kanalisierung des Neckars von Mannheim bis Heilbronn. Für die Durchführung dieser Bauten werden in den nächsten 10 Jahren nach der Denkschrift jährlich etwa 33,7 Millionen Mark aufgewendet werden müssen.

Automobilwesen

Der Mitte Oktober 1927 in Paris abgehaltene Kongreß der Association Internationale des Automobils Clubs Reconnu hat sich unter deutscher Beteiligung auch mit der Reglung des internationalen Automobilverkehrs auf den Straßen befaßt. Der moderne Kraftwagenverkehr erfordert in weitestem Maß internationale Vereinheitlichung der Verkehrszeichen und der Verkehrsreglung wie auch der Einteilung der Straßen (zum Beispiel in Haupt- und Nebenstraßen). Bei den Verkehrsschildern müssen sowohl Farbe wie Form einheitlich in allen Ländern und möglichst sinnfällig sein. Als geeignete Farbe hat man sich für die internationalen Warnungsschilder auf weiß mit roter Umrandung geeinigt. Die deutschen Warnungsschilder sind dementsprechend bereits durch Reichsverordnung festgelegt worden. Neben diesen Warnungstafeln müssen jedoch auch die Orientierungsschilder sowie die Verkehrsbeschränkungszeichen zum mindesten erst einmal in ganz Deutschland einheitlich festgelegt werden. In Preußen hat man jetzt Schilder in schwarz-gelben Farben für diesen Zweck geschaffen, und es ist nur zu wünschen, daß sich die übrigen deutschen Länder hier anschließen. An besonders gefährlichen Stellen müssen diese Schilder auch nachts erkennbar sein (zum Beispiel bei Eisenbahnkreuzungen), was durch Verwendung selbstleuchtender Zeichen möglich wird. Die Anforderungen, die der Automobilverkehr an das Straßenwesen stellt, sind, kurz zusammengefaßt: einheitliche Verkehrsbestimmungen, einheitliche Verkehrszeichen, einheitlich gebaute Straßen. Je mehr die europäischen Länder sich auf diesem Gebiet zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, um so schneller werden die Grundlagen für einen kontinentaleuropäischen Kraftwagenverkehr, der an keine Grenzen und nationalen Eigentümlichkeiten gebunden ist, geschaffen werden können. In Deutschland arbeitet vor allem der Deutsche Straßenbauverband an dem einheitlichen

Ausbau der deutschen Hauptverkehrsstraßen. Auf seiner letzten Hauptversammlung in Berlin im Herbst 1927 forderte er unter anderm die Anpassung des Fahrzeugbaus an die Wegebautechnik. Hierin liegt zum Teil eine Hauptursache für die in den letzten Jahren auftretenden vielfachen Reibungen zwischen den Automobilisten und den Straßenbauern. Beide müssen sich in gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, um die Anforderungen des Gesamtverkehrs zu erfüllen. Es wird daher auch neben einer Straßenverkehrsordnung eine einheitliche deutsche Straßenbauordnung notwendig, die grundsätzlich die Bauvorschriften für die Straßen festlegt und gleichzeitig auch die Anforderungen, denen die darauf verkehrenden Kraftfahrzeuge genügen müssen. So üben die immer noch sehr zahlreichen, mit Vollgummi bereiften Automobile eine äußerst schädliche Einwirkung auf alle Straßendecken aus, und ihre Beseitigung muß dringend gefordert werden. In Wien sind seit Beginn dieses Jahres sämtliche vollgummibereiften Automobile verboten. Das neue deutsche Kraftfahrzeugsteuergesetz, das am 1. April in Kraft tritt, sieht für Kraftwagen mit Vollgummireifen erhöhte Steuersätze vor. Das Steueraufkommen aus dem neuen Kraftfahrzeugsteuergesetz wird im übrigen für das Jahr 1928 auf rund 150 Millionen veranschlagt, dem etwa 500 bis 600 Millionen Mark an jährlichen Unterhaltungskosten für die deutschen Hauptstraßenzüge gegenüberstehen. Auch für die notwendigen Radfahrwege wird man mehr als bisher Sorge tragen müssen. Sowohl in den Städten wie auf den Landstraßen ist ein gemeinsamer Verkehr der Radfahrer und Automobile auf der gleichen Fahrbahn auf die Dauer nicht mehr möglich und gefahrvoll. Auf besonders stark belasteten Straßenzügen müssen daher eigene Radfahrwege geschaffen werden, wie dies einige Großstädte bereits getan haben; die Rheinprovinz will als erste ein besonderes Radfahrwegenetz schaffen. In Tirol wird vom 1. März 1928 ab das Linksfahren aufgehoben und das Rechtsfahren eingeführt. Auch im übrigen Österreich soll, allerdings erst von 1931 ab, das Rechtsfahren eingeführt werden. Damit ist wieder ein Schritt zur Vereinheitlichung des kontinentalen Straßenverkehrs getan. Außer in England wird sonst nur noch in Schweden und Italien links gefahren; sobald diese beiden Länder nachfolgen, fährt man in Kontinentaleuropa gleichmäßig.

Europäischer Fernsprechverkehr

Das Telephon hatte im vorigen Jahr bereits eine 50jährige Entwicklung hinter sich, die durch eine fast lückenlose Reihe von Fortschritten gekennzeichnet ist. Zuerst diente es dazu das flache Land an den Telegrammverkehr anzuschließen, dann entstanden die ersten Fernsprechnetze in den Städten, und danach allmählich die Ausdehnung der Fernsprechleitungen über das ganze Land. Nachdem die meisten Länder diesen Grad erreicht hatten, folgte langsam der Zusammenschluß zu einem europäischen Fernsprechnetze, und auch die ersten Schritte zu einem Weltfernsprechnetze sind in letzter Zeit bereits getan worden. Der verdienstvolle Leiter des Fernsprechwesens bei der Deutschen Reichspost, Peter Crämer, umriß im Oktober 1927 in der Zeitschrift *Europäischer Fernsprechdienst* die Zukunftsaufgaben des internationalen Fernsprechverkehrs und kommt hierbei zu folgenden Schlüssen: Für den kontinentalen Sprechverkehr verdient der Draht den allgemeinen Vorzug, der Funk bleibt hauptsächlich dem Überseeverkehr vorbehalten. Die künftige Ausgestaltung des internationalen Fernsprechnetzes dürfte ungefähr folgenden Weg einschlagen: In den verkehrsdichten Gebieten der einzelnen Länder werden die Fernkabelanlagen den Kern bilden und, soweit es technisch möglich ist, ebenfalls durch Fernkabel mit den entsprechenden Netzteilen der Nachbarländer über Land oder über See verknüpft werden. Von diesem Hauptsystem gehen strahlenförmig Zubringerleitungen nach den verkehrsrärmeren Gebieten der einzelnen Länder, entweder gleichfalls als Kabel oder bei geringer Verkehrsdichte einstweilen als Freileitungen. Dieses geschlossene Netz breitet sich nach und nach über den ganzen Kontinent aus, indem von den Endpunkten der Kabel oberirdische Ausläufer und Seitenverbindungen in die noch nicht aufgeschlossenen Gebiete vorgetrieben werden, bis das Weltmeer oder ganz unwegsame Landstriche Halt gebieten. Dann tritt der Funk in seine Rechte und überbrückt die Hindernisse oder stellt den Anschluß nach dem benachbarten Kontinent her, das Ganze zum Weltfernsprechnetze zusammenschließend. In den letzten 5 Jahren haben die europäischen Telegraphenverwaltungen rund 1 Milliarde Mark für den Ausbau ihrer Liniennetze und den internationalen Zusammenschluß aufgewendet; ganz abgesehen von den Millionen, die für die

Einrichtung der Vermittlungsämter und der Sprechstellen notwendig wurden. Deutschland kommt bei der Schaffung eines europäischen Fernsprechnetzes infolge seiner zentralen Lage eine besondere Aufgabe zu, da es einen großen Teil des gesamten Durchgangsfernverkehrs zu vermitteln hat. Von den seit dem Krieg in Europa geschaffenen 25 000 Kilometer Fernkabeln sind denn auch allein 8000 Kilometer in Deutschland verlegt worden. Zurzeit reicht das europäische Fernsprechnet von Italien und Spanien bis nach Skandinavien einerseits und von England bis nach Ungarn andererseits. Der Anschluß Rußlands über Polen ist bereits vorbereitet. Darüber hinaus hat man gerade in den letzten Jahren auch an dem Anschluß Amerikas gearbeitet. Am 9. Februar wurde der Telephonverkehr Berlin-New York eröffnet, und am 13. Februar kam das erste Ferngespräch Berlin-San Francisco zustande. Die Grundlagen für den europäischen Fernspreverkehr sind demnach bereits gegeben, und er ist zurzeit schon bedeutend weiter entwickelt als der Fernspreverkehr in den Vereinigten Staaten. Dies ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß die Gesprächsgebühr in Amerika etwa 3- bis 5mal so hoch ist wie bei uns.

Über die Ausdehnung des Telephons in Europa geben folgende Zahlen Aufschluß: Anfang 1926 kamen in ganz Deutschland auf je 100 Einwohner 4,1 Fernsprecher, in Dänemark 9,2, in Schweden 7,2, in der Schweiz 5,0, in England 3,0 und in Frankreich 1,8. In den Vereinigten Staaten wurden auf 100 Einwohner 14,8 Fernsprecher gezählt, in Canada 12,2. Unter den Großstädten der Welt steht San Francisco mit 31 Sprechstellen auf je 100 Bewohner an 1. Stelle; dann folgen Chicago (25,8), Toronto in Canada (24,5), Los Angeles (24,4), New York (24,0) und von den europäischen Großstädten an erster Stelle Kopenhagen (16,1), dann Hamburg (11,0), Berlin (10,3), Paris (8,5) und später London (6,6), Wien (5,1). Die Dichte des Fernspreverkehrs der Vereinigten Staaten von Amerika und Canadas wird also in Europa weder in den Großstädten noch in dem Gesamtgebiet der Staaten erreicht.

Berlin

Der Berliner Personennahverkehr ist, wie zu erwarten war, durch den im Frühjahr 1927 geschaffenen Einheitsfahrtschein wesentlich belebt worden.

Während er von 1925 bis 1926 nur um 15 Millionen Personen zugenommen hatte, ist er im Jahr 1927 von 1465 auf 1597 Millionen Personen gestiegen und hat damit weiter um etwa 9 % zugenommen. Gegenüber dem letzten Vorkriegsjahr 1913 beträgt die Steigerung rund 24 %. Dabei hat sich die Wirkung des Einheitstarifs im letzten Jahr nur in 9½ Monaten zeigen können. Im einzelnen beförderte die meisten Personen die Straßenbahn (836 Millionen), dann folgen die Stadt-, Ring- und Vorortbahnen (380), die Schnellbahn (223) und der Kraftomnibus (158). Bezieht man den Gesamtverkehr des Jahres 1927 auf die Berliner Bevölkerung, so hat bei rund 4 Millionen Einwohnern jeder Berliner 1927 ungefähr 400mal die Verkehrsmittel benutzt, gegenüber 365 mal im Jahr 1926 und 323 mal im Jahr 1913. Durch den Einheitsfahrtschein sollte vor allem auch die Verteilung des Verkehrs auf die einzelnen Verkehrsmittel verändert werden. Besonders die Schnellbahnen, deren Verkehr 1926 etwas abgenommen hatte, sollten auf diese Weise einen neuen Verkehrszuwachs erhalten. Dies ist auch erreicht worden. Der Anteil der einzelnen Verkehrsmittel am Gesamtverkehr beträgt: Straßenbahn 52,4 % (1926 55,7 %), Stadt-, Ring- und Vorortbahnen: 23,8 % (25,4 %), Schnellbahnen 14 % (11,2 %), Kraftomnibusse 9,9 % (7,7 %). Die Verschiebung in der Beteiligung der Verkehrsmittel am Gesamtverkehr ist also für 1927 ziemlich beträchtlich. Die Straßenbahn hat nach wie vor den stärksten Anteil, mindestens jeder 2. Berliner, der ein öffentliches Verkehrsmittel benutzt, fährt Straßenbahn. Der Omnibus konnte seinen Verkehr gegenüber 1926 um fast 50 % erhöhen und gegenüber 1925 nahezu verdoppeln. Den Schnellbahnen hat der Einheitsfahrtschein eine Verkehrszunahme von etwa 37 % gebracht. Auch der Verkehr der Stadt-, Ring- und Vorortbahnen, der in den letzten Jahren stets zurückging, nahm 1927 zum erstenmal wieder einen kleinen Aufschwung.

Mit dem 1. Januar 1928 ist die Berliner Verkehrsgemeinschaft weiter ausgebaut. Nunmehr ist auch der Omnibus vollständig in den Umsteigeverkehr einbezogen worden; man kann jetzt auch von der Straßenbahn und den Schnellbahnen zum Omnibus übersteigen. Für den dadurch sicherlich hervorgerufenen stärkern Omnibusverkehr hat die Omnibusgesellschaft durch die Einstellung 100 neuer Wagen vorgesorgt; im Lauf der nächsten Monate werden ferner 110

neue Omnibusse für die Wagen alter Bauart in Dienst gestellt werden. Die neuen Omnibusse sollen Dreiaxser werden mit geschlossenem Oberdeck und auch geschlossenem Aufgang zu diesem; ferner werden sie endlich, statt der Vollgummibereifung, Luftreifen erhalten, wodurch das Fahren erträglicher werden wird. Gleichfalls ist vom Anfang dieses Jahres die Stadt- und Ringbahn in den Umsteigeverkehr, allerdings nur äußerst unvollkommen, einbezogen worden. Der Umsteigefahrschein kostet 30 Pfennig und bietet damit schon keinen großen Anreiz zur Benutzung. Da ferner keine Monats- und Kinderkarten ausgegeben werden, kommt das Umsteigen von und zu der Stadt- und Ringbahn für den Berufsverkehr nicht in Frage. Somit wird die Stadt- und Ringbahn durch diesen äußerst lockern Anschluß an die übrigen Berliner Verkehrsmittel im laufenden Jahr kaum einen Zuwachs erhalten; dieser wird voraussichtlich erst nach der Elektrifizierung und der völligen Einbeziehung der Stadt- und Ringbahn in die Großberliner Tarifgemeinschaft mit den gleichen Tarifsätzen eintreten. Besonders dies muß nach wie vor unbedingt gefordert werden.

Das Berliner Schnellbahnnetz ist im letzten Jahr um 2,9 Kilometer und am 12. Februar 1928 um weitere 0,66 Kilometer erweitert worden, so daß seine Gesamtbahnlänge nunmehr 56,86 Kilometer beträgt, gegenüber 37,6 Ende 1913. Die letzten eröffneten Abschnitte sind der Streckenteil Kreuzberg-Flughafen, der dem Flugplatz einen Schnellbahnhof für Massenveranstaltungen verschafft und die Untergrundbahn wieder ein ganzes Stück näher an Tempelhof heranführt, und der Streckenteil Schönleinstraße - Kottbuser Tor der Linie Gesundbrunnen-Neukölln, deren Bau 1929 beendet sein soll. Außer ihr sind folgende Schnellbahnen im Bau: die Linie vom Alexanderplatz durch die Frankfurter Allee nach Friedrichsfelde, die Verlängerung der Nord-südbahn nach Tempelhof und Britz. Daran anschließend sind, entsprechend den vorhandenen Mitteln, geplant: die Verlängerungen der Hauptlinien nach Pankow, Spandau, Zehlendorf, Halensee und zum Messegelände.

Zur bessern Bewältigung des Vorortverkehrs, besonders in den entfernt liegenden Berliner Vororten, deren Verkehrsanschluß zum Teil recht ungünstig ist, plant die Berliner Straßenbahn den Bau einer Reihe von Schnellstraßenbahnlinien mit besonders hoher Geschwindigkeit. Die Straßenbahnverbindung über

den Bahnhof Heerstraße nach Pichelsberge hinaus mit Anschluß nach dem Stadion ist schon seit Mitte 1927 in Betrieb. Die Straßenbahn beabsichtigt ferner die Einführung eines Rauchverbots auch auf den Plattformen der Triebwagen; in den Anhängewagen soll hingegen die Raucherlaubnis weiter bestehen bleiben. Wann wird endlich ein grundsätzliches Rauchverbot für die Schnellbahnwagen kommen, wie es in Amerika von Anfang an bestanden hat?

Kurze Chronik Der Reichsverband der Deutschen Automobilindustrie veranstaltet ein *Preis-ausschreiben* für den Entwurf eines Kennzeichens, das alle Automobile deutscher Herkunft als solche erkennbar machen soll. \diamond Die Abteilung für Verkehrswissenschaft an der Berliner Handelshochschule erhält ein *Forschungsinstitut für Fremdenverkehr*, für das 3 Professuren vorgesehen sind. Über deren Besetzung sowie über den Arbeitsplan entscheidet ein Ausschuß, der aus Mitgliedern der Industrie- und Handelskammer sowie des Lehrkörpers der Handelshochschule zusammengesetzt ist. \diamond Nach einer internationalen *Funkstatistik* gibt es zurzeit auf der ganzen Welt über 50 Millionen Rundfunkhörer, wovon etwa 40 % auf Europa entfallen. An der Spitze der europäischen Länder steht England mit etwa 2,3 Millionen Hörern, dann folgt nach dieser Statistik mit etwa 1,8 Millionen Hörern Deutschland. Die meisten Sendestationen besitzt Deutschland, nämlich 24, dann folgen England mit 21 und Frankreich mit 18 Stationen. \diamond Ende 1927 wurde die erste Untergrundbahn in *Tokio* eröffnet. Sie ist 2,5 Kilometer lang und verbindet den Tokioer Hauptbahnhof mit dem Vergnügungsviertel. Diese erste japanische Schnellbahn soll später eine Gesamtlänge von 15 Kilometer erreichen. \diamond Die *Deutsche Lufthansa* teilt für das Jahr 1927 die folgenden Verkehrszahlen mit (in Klammern die Zahlen von 1926): 102 681 (56 268) Fluggäste, 641 186 (258 464) Kilogramm Fracht, 821 921 (385 945) Kilogramm Gepäck, 449 816 (301 945) Kilogramm Post und 9 208 029 (6 141 479) zurückgelegte Kilometer. Der Luftverkehr hat im letzten Jahr demnach ganz beträchtlich zugenommen; die Steigerung beträgt bei den Fluggästen 82 %, bei der Fracht 148 %, beim Gepäck 113 %, bei den Postsendungen 58 %; die Anzahl der durchfliegenen Luftkilometer stieg um 50 %. \diamond Mitte Dezember 1927 legte *Charles Lindbergh*,

dem 7 Monate vorher der von aller Welt gefeierte erste Flug von Amerika über den Atlantischen Ozean gelungen war (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 511 und folgende), in einem ununterbrochenen Langstreckenflug in 27 Stunden und 13 Minuten, wovon er 13½ Stunden nachts flog, die Strecke New York-Mexico (5000 Kilometer) zurück. Auch diesmal vermied er jegliche Reklame; seine Absicht wurde erst bekannt, als er den Flug bereits begonnen hatte.

Literatur

Das von dem Reichsbahndirektionspräsidenten Adolf Sarter und dem Mitglied der Reichsbahnhauptverwaltung Theodor Kittel herausgegebene Buch Die Deutsche Reichsbahngesellschaft, ihr Aufbau und Wirken /Berlin, Otto Stollberg/ liegt bereits in 2. Auflage vor. Es vermittelt eine lückenlose Orientierung über die Organisation der Reichsbahn und Einzelfragen der äußerst schwierigen Gesetzesanwendung. Daneben werden in knapper Darstellung finanzielle und volkswirtschaftliche Fragen des deutschen Eisenbahnwesens behandelt. Neben einem statistischen Anhang sind besonders auch die Kommentare zum Reichsbahngesetz, der Gesellschaftssatzung und dem Staatsvertrag von 1920 über die Auseinandersetzung mit den Ländern von Wert. ◊ Die gewaltige technische, wirtschaftliche und organisatorische Umwälzung, die der zunehmende Automobilverkehr dem Straßenbauwesen bereitet hat, machte schon seit langem eine grundlegende Behandlung des modernen Straßenbaus notwendig. Diese legt nunmehr *Erich Neumann* in seinem umfangreichen Werk Der neuzeitliche Straßenbau, Aufgaben und Technik vor, das als 10. Band der Handbibliothek für Bauingenieure /Berlin, Julius Springer/ erschien. Das in der Hauptsache für den Straßenbaufachmann geschriebene Buch bietet jedoch auch jedem am Verkehrswesen allgemein Interessierten wichtige Aufschlüsse über die Grundlagen des modernen Straßenbaus und die Beziehungen zwischen Automobil und Straße. Auch die Abschnitte über die Wirtschaftlichkeitsberechnung der verschiedenen Straßenbefestigungen, über die beste Linienführung, die Verkehrsregelung und die Automobilstraßen sind von allgemeinem Interesse. ◊ Einen kurzen Überblick über die elektrifizierten Hauptlinien der schweizerischen Bundesbahnen vermittelt eine Schrift *Joseph Göttlers* /Bern, Bollinger & Eicher/; sie ist mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet.

Kunstgewerbe / Ludwig Hülberseimer

Muthesius † Am 26. Oktober 1927 kam Hermann Muthesius durch einen Straßenbahnunfall in Berlin ums Leben. Er ist 66 Jahre alt geworden. Um die Jahrhundertwende war er bei der Deutschen Botschaft in London tätig. Während seines Aufenthalts in England studierte er die englischen Gartenstädte und Landhäuser und lernte die englische Wohnkultur kennen. Die englische Baukunst der Gegenwart /1900/, Das englische Haus /1904/ und Das moderne Landhaus und seine Ausstattung /1905/ sind das Ergebnis dieser Studien. Er gewann damit auf die Entwicklung des Landhausbaus und Siedlungswesens in Deutschland einen großen, eine Zeitlang entscheidenden Einfluß. Er baute selbst zahlreiche Landhäuser, die für viele zum Vorbild wurden. Später wurde ihm durch sein Amt im Preußischen Handelsministerium das gewerbliche Schulwesen unterstellt, wo er besonders eine Umgestaltung der Baugewerk- und Kunstgewerbeschulen durchführte. Auf der Werkbundtagung, die 1914 aus Anlaß der Werkbundaussstellung in Köln stattfand, geriet Muthesius durch seine Forderung nach Typisierung, nach Überführung des Individualistischen ins Typische, in scharfen Gegensatz zu den anderen Führern des Werkbunds, die eine individualistische Formgebung propagierten. Es ist das große Verdienst Muthesius' als erster die Forderung nach Typus und Norm aufgestellt zu haben, die heute allgemein anerkannte Grundlage der architektonischen Gestaltung ist.

Neuorientierung Über Neuorientierung im Kunstgewerbe sprach Hugo Häring auf Veranlassung des Kunstgewerbevereins am 29. November 1927 im Hörsaal des Berliner Kunstgewerbemuseums. Häring unterscheidet den Gebrauchsgegenstand, seine ihm eigentümliche Gestalt und ein zugleich mit ihm auftretendes, mit ihm verwachsenes Kunstwerk. »Die Formen der Leistungserfüllung mit ihren eigenen Ausdruckswerten und die Formen, die eines besondern Ausdrucks wegen gemacht werden, sind die Faktoren, die die Gestalt des Gegenstands bestimmen.« Die Formen der Leistungserfüllung werden durch den Gebrauchszweck und die Gesetzmäßigkeit der Materie bestimmt, sind immer auch überall die selben. Sie sind das ruhende Element. Die Ausdrucksformen dagegen wechseln mit den Zei-

ten und den diese Ausdrucksformen erzeugenden Völkern. Sie sind jedem Ausdruckswillen preisgegeben, daher sich ewig wandelnd, die Form der Leistungserfüllung und die Form des Ausdrucks können gleichgerichtet, aber auch entgegengesetzt sein. Dann ignoriert der Wille zum Ausdruck die Form der Leistungserfüllung, vergewaltigt sie: das eigentliche Kriterium des Kunstgewerbes, nicht nur in der Gegenwart sondern zu allen Zeiten.

Häring betrachtet das Kunstgewerbe auch vom soziologischen Gesichtspunkt, denn die Erzeugnisse des Kunstgewerbes sind typische Geschöpfe der sie hervorbringenden Gesellschaft, ein Selektionsprodukt der Gesellschaft. Wenn, wie es bisher der Fall war, die deutschen kunstgewerblichen Erzeugnisse auf dem Weltmarkt keine Geltung finden konnten, so lag das daran, daß diese kunstgewerblichen Erzeugnisse keine Beziehung zu den Ansprüchen einer internationalen Gesellschaft hatten. Sie stammen aus einer engen, kleinbürgerlichen Geschmackskultur. Sie sind durch lokale Beziehungen gehemmt, die für Deutschland vielleicht wichtig waren, für die Welt aber kein Interesse hatten. Die gegenwärtige Bewegung der Gestaltgebung der Gegenstände bejaht, wie die heutige Baukunst, die uns allen gemeinsame materielle und technische Welt und schafft dadurch eine Basis internationaler Geltung. Sie ist keine Fortsetzung der frühern kunstgewerblichen Bewegung sondern beruht auf einer prinzipiellen Neuorientierung. Sie begleitet den Wandel in der Gesellschaftsstruktur der Gegenwart, ringt um eine konstitutive Neuordnung, während jene gar nichts anderes sah als vermeintlich ästhetische Probleme.

Wohnungsbau Eines der Hauptprobleme der neuen Architektur ist der Wohnungsbau, den die Architekten der Vorkriegszeit meistens ignorierten. Die Aufgaben des Miethauses wurden gar nicht beachtet und daher nur unzureichend gelöst. Heute dagegen steht das Problem des Miethauses im Mittelpunkt der Interessen. Aufgabe ist es trotz beschränktester Wohnfläche einwandfreie Wohnungen zu errichten, was durch eine allen Anforderungen entsprechende Organisation des Grundrisses zu erreichen ist. Leider wurde bei den vielen Tausenden von Kleinwohnungen, die in Berlin und auch sonst im Reich aus öffentlichen Mitteln errichtet wurden, diese Neu-

organisation des Grundrisses sehr vernachlässigt. Die Schrift Berliner Wohnungsbauten aus öffentlichen Mitteln von Jacob Schallenberg und Hans Kraffert /Berlin, Bauweltverlag/ zeigt den Typus der neuen Berliner Kleinwohnung, wie er sich auf Grund der bestehenden Bauvorschriften herausgebildet hat. Niemand wird den großen Fortschritt gegenüber den Wohnungen der Vorkriegszeit verkennen. Er hat vor allem darin seine Ursache, daß die Grundstücke nicht mehr so stark ausgenutzt werden dürfen wie früher: eine Folge der Forderung, daß im allgemeinen nicht mehr als 2 Wohnungen pro Geschos an einer Treppe liegen dürfen. Damit wird die unumgängliche Durchlüftung der Wohnungen garantiert. Auch soll jede Wohnung eine Badeeinrichtung erhalten. Aber am Grundriß selbst wurde nicht viel geändert. Das starre System seiner räumlichen Teilung und die eine freie Grundrißentfaltung erschwerende alte Konstruktionsweise blieben unangestastet. Ist diese Freiheit gegeben, so ermöglicht sich auch auf dem beschränkten Raum einer heutigen Zweizimmerwohnung eine Unterteilung, die 3 Schlafräume, einen Wohnraum, Küche und Bad ergibt; der mindeste Raumanspruch einer Familie mit Kindern beiderlei Geschlechts und daher eine sozialhygienische und sittliche Forderung, die unbedingt zur Grundlage des Wohnungsbaus gemacht werden müßte.

Le Corbusier Die Aufgabe der neuen Architektur war zunächst dies: überlebte, sinnlos gewordene Tradition abzutun, die für die neue Baukunst allgemein gültigen Gesetze zu entdecken, die den neuen Mitteln entsprechenden neuen Gestaltungsmöglichkeiten zu finden. Das Überlebte zeigt sich nicht nur in der Ausführung sondern auch in der Wahl des Gegenstands. Baute die alte Architektur "Paläste", so befaßt sich die Baukunst von heute mit dem »gewöhnlichen und üblichen Haus für normale und übliche Menschen«. Mit den Prinzipien dieses Hausbaus beschäftigt sich das Buch Le Corbusiers Vers une architecture /Paris, Georges Crès & Cie./, das, von Hans Hildebrandt übersetzt, in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschien. Es wird in 2 anderen Büchern Le Corbusiers, Urbanisme und L'art décoratif d'aujourd'hui /Paris, Georges Crès & Cie./, erweitert und ergänzt. Architekturschaffen heißt für Le Corbusier nicht die technische Arbeit des Be-

rufsarchitekten. Im Architekturschaffen sieht er »eine impulsive Bewegung des Gemeinschaftsgedankens, der kundgibt, in welcher Weise er Ordnung in sein Handeln zu bringen versteht«. Das Studium des Hauses für den üblichen Menschen läßt uns »die Grundlagen des Menschenseins, den Maßstab des Menschen wiederfinden«. Vorbild der neuen Baukunst waren die Ingenieurbauten, die durch das Gesetz der Sparsamkeit und die Berechnung Harmonie erreichten. Baukörper, Oberfläche und Grundriß sind die Elemente der Baukunst. »Der Grundriß ist der Erzeuger ... das moderne Leben verlangt und erwartet einen neuen Grundriß für das Haus wie für die Stadt.« Le Corbusier nennt das Haus eine Maschine zum Wohnen und zeigt an Ozeandampfer, Automobil und Flugzeug alle Aufgaben, die solche Maschine zu erfüllen hat. Er fordert den Hausbau als Serienbau, »die geistige Verfassung für das Bewohnen von Häusern im Serienbau«, »die geistige Verfassung für den künstlerischen Entwurf von Häusern im Serienbau«. Nicht, wie vielfach mißverstanden wird, Unterordnung unter die Maschine sondern geistige Herrschaft über die industriellen Mittel unserer Zeit. Le Corbusier ist unter den neueren Architekten einer der wenigen, die die Architektur wieder als Kunst aufgefaßt haben, denen die neuen Mittel der Industrie eben nur Mittel und nicht Selbstzweck sind. Zeigen die meisten Werke der neuen Baukunst noch das Ringen um den Ausdruck für die neuen Erkenntnisse, so hat Le Corbusier, ohne im geringsten die konstruktiven Bedingungen in den meisten seiner Schöpfungen zu ignorieren, den diesen entsprechenden formalen Ausdruck gefunden.

Loos Adolf Loos war schon vor 30 Jahren ein Vorkämpfer der Bewegung, die heute aktuell geworden ist. Seine 1897 bis 1900 geschriebenen Aufsätze sind jetzt unter dem Titel *Ins Leere gesprochen* im Verlag Georges Crès & Cie. in Paris, für Deutschland im Verlag *Der Sturm* in Berlin erschienen. Diese alten Aufsätze tragen ihren Titel mit Recht. Loos war damals wirklich ein Sprecher ins Leere. In einer Zeit hemmungsloser Attrappenkunst und flachsten Symbolismus wies er darauf hin, daß das Zweckmäßig-Vollkommenste gleichzeitig auch das Schöne ist. Nur eine ihren Gegenstand völlig mißverstehende Ästhetik kann neben der Erfüllung des Zwecks noch eine Extraschönheit verlangen,

während die Schönheit nicht Nebenerscheinung sondern Folge ist, nicht Hinzugefügtes sondern dem gestalteten Werk Eigentümliches. Ähnlich wie Semper die verschiedenen Formen griechischer Vasen aus ihrem Zweck (dem des Wasserschöpfens oder Wasserauffangens) erklärt, untersuchte Loos den Einfluß des Zwecks auf die Formgebung der Gegenstände: Kunstgewerbe, Möbel, Schmuck, Buchdruck, Kleidung und Architektur. Es ist seine große Tat, daß er sich nicht durch das damals "Neue" irritieren, durch den Mode werdenden "Jugendstil" beeinflussen ließ sondern die wirklichen Grundlagen von Handwerk, Kunstgewerbe, Architektur untersuchte. Es war ihm um das Allgemeingültige zu tun, nicht um das Individuelle. Dabei ist es lehrreich und amüsan zu sehen, wie die Loos'schen Forderungen von den an der Erhaltung des Alten interessierten Kreisen mit genau den selben Scheingründen bekämpft wurden wie heute die Forderungen der neuen Architektur, daß die Persönlichkeiten, die durch die Macht ihrer Stellung den Versuch machen konnten Handwerk und Kunstgewerbe im Sinn der Loos'schen Forderungen umzubilden, den selben Anfeindungen und Verdächtigungen ausgesetzt waren wie heute diejenigen, die Neues wollen.

Tagungen

Am 30. August 1927 wurde in Haag der 11. *Internationale Architektenkongreß* eröffnet. In der vorbereitenden Versammlung des Permanenten Komitees war beschlossen worden das Sekretariat von Paris nach Brüssel zu verlegen und ferner die Abteilungen der Zentralmächte, die 1914 bei Ausbruch des Weltkriegs die Mitgliedschaft verloren hatten, wieder zuzulassen. Auf dem Kongreß waren 25 Länder vertreten. Es wurde über internationale Wettbewerbe für Architekten, gesetzlichen Schutz des Architektentitels, Schutz des Urheberrechts und über die Beziehungen zwischen dem beratenden Architekten und dem Architektbauunternehmer sowie über die künstlerische Entwicklung der Architektur seit 1900 beraten. In Zusammenhang mit anderen internationalen sozialen Kongressen soll vom 2. bis zum 8. Juli 1928 in Paris der *Internationale Kongreß für Wohnungswesen und Wohnungswirtschaft* tagen. Gleichzeitig findet eine internationale Ausstellung im Pariser Ausstellungsgebäude statt. Sie umfaßt unter anderm Häuser und Gärten, die Wohnungswirtschaft in den Städten überhaupt.

Kurze Chronik Der Wettbewerb um einen Ergänzungsbau des Reichstagsgebäudes hat kein Ergebnis gezeitigt, das unmittelbar verwendbar wäre. Wie immer wurde auch hier aus der Nebensache die Hauptsache gemacht. Die Bauten, die künftig am und um den Platz der Republik zu errichten sind, können nur im Zusammenhang mit einer Neugestaltung dieses Platzes durchgeführt werden. Hierzu bot sich für den Erweiterungsbau des Reichstags die erste Gelegenheit. Man machte aber bedauerlicherweise keinen Gebrauch von ihr. ◊ Bei einem Wettbewerb um den Umbau des Geschäftshauses der Pariser Zeitung *Le Journal* siegte der österreichische Architekt Otto Bauer; er erhielt den Auftrag den Bau durchzuführen. ◊ In der Pariser Sorbonne findet eine Reihe von öffentlichen Vorträgen statt, in denen moderne Lebensprobleme von führenden Persönlichkeiten behandelt werden. In diesem Rahmen sprach auf Einladung der *Groupe d'Etudes Philosophiques et Scientifiques pour l'Examen des Tendances Nouvelles* der Frankfurter Stadtbaurat Ernst May über die städtebaulichen Leistungen des modernen *Frankfurt*. Für Frankfurt ist, was für Berlin noch vollkommen fehlt und überhaupt noch nicht in Angriff genommen ist, ein Generalbebauungsplan fertiggestellt. ◊ Im Jahr 1930 soll in Berlin eine *Deutsche Bauausstellung* stattfinden, die als Dauerausstellung geplant ist und dem Publikum 10 Jahre lang geöffnet sein wird. Die Stadt Berlin will der Bauwirtschaft ein ausgedehntes Gelände in der Nähe der Ausstellungshallen am Kaiserdamm, das eigene Eisenbahnanlagen erhalten soll, auf die Dauer von 10 Jahren überlassen. Es wurde ein Verein Bauausstellungsverein gegründet, der die gesamten an der Bauwirtschaft interessierten Verbände umfaßt. Über die kulturellen Aufgaben dieser Ausstellung kam es bereits zwischen dem Bauausstellungsverein und den Berliner kulturellen Verbänden zu Auseinandersetzungen, die auch im Berliner Stadtparlament zu lebhaften Erörterungen Anlaß gaben. Im Anschluß daran haben sich der Architekten- und Ingenieurverein, die Architektenvereinigung *Der Ring*, das Kartell der vereinigten Verbände bildender Künste Berlins und der Verein für deutsches Kunstgewerbe zu einem Kunstauschuß zusammengeschlossen, der dem Bauausstellungsverein für kulturelle Fragen beigeordnet ist. ◊ In Berlin wurde im Januar eine Reihe von 8 *frühgotischen*

Bildwirkereien ausgestellt, die an Farbenpracht, Größe und Erhaltung kaum ihresgleichen finden. 3 von ihnen schildern in untereinanderlaufenden Streifen die Geschichte von Tristan und Isolde, die die Phantasie der gotischen Epoche und früherer Jahrhunderte erfüllt hat. ◊ In der Technischen Hochschule Berlin richtete Johannes Biehle ein *Institut für Kirchenbau* ein, das auch der Raumakustik und Kirchenmusik dienen soll.

Literatur

Im Verlag von Englert & Schlosser in Frankfurt erschien ein kleines Buch *Franz Schusters* Eine eingerichtete Kleinstwohnung. In zahlreichen Abbildungen wird eine von Schuster entworfene übliche Wiener Neubauwohnung gezeigt, die aus Vorraum, Wohnküche und Schlafraum (im ganzen 38 Quadratmeter Wohnfläche) besteht. Von besonderem Interesse ist die Einrichtung der Küchennische. Ein einziger Schrank mit unmittelbar daran anschließendem Herd und Abwaschtisch enthält alles für die Wirtschaft Erforderliche. Wie Schuster mit Recht betont, ist auch die beste dieser Kleinstwohnungen nur ein Notbehelf. Eine wirklich gute Kleinwohnung müßte Wohnraum, 3 Schlafräume, Küche und Bad enthalten. »Nur eine solche Wohnung können wir vor der Zukunft vertreten, denn die Wohnungen stehen länger, als unsere Not dauern wird.« ◊ In deutscher Übertragung von Peter Supf erschien eine Schrift *Jacques Mortanes* Das neue Deutschland /Zürich, Orell Füssli/, die einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich dient und ohne Voreingenommenheit ein gegenseitiges Sichkennenlernen anstrebt. Denn »trotz aller Kriege ist Deutschland das Land, das uns [Frankreich] am nächsten steht«. Im 4. Abschnitt, der von Kultur und Kunst im neuen Deutschland handelt, äußern sich über architektonische Fragen Fritz Schumacher (Architektonische Bewegungen im heutigen Deutschland), Fritz Höger (Der neue deutsche Baustil), Walter Gropius (Bauhaus Dessau), Walter Curt Behrendt (Baukunst in Deutschland). ◊ Bronislav Vaclavsek gab im Frontaverlag in Brünn einen internationalen Almanach für Kunst, Technik, Literatur, Soziologie, Wissenschaft, modernes Leben heraus, der der gestaltenden Aktivität der Gegenwart gewidmet und *Fronta* betitelt ist. Er ist reich illustriert, 3sprachig; tschechisch, deutsch und französisch. Ein instruktiver Querschnitt durch den schöpferischen Prozeß der Gegenwart.



HENRIK IBSEN / GEMÄLDE VON ERIK
WERENSKIÖLD